

Danke!

Hansjörg Federmann ist Pfarrer für den Bereich Gemeindeberatung und Organisationsentwicklung im Amt für missionarische Dienste.

Liesel Geldmacher ist Gärtnerin und war von 1992 bis 2000 Presbyterin in der Wittener Martin-Luther-Kirchengemeinde. Sie engagiert sich ehrenamtlich in verschiedenen Bereichen – unter anderem sorgt sie für den Altarschmuck.

Martin Gossens ist Pfarrer an der Kreuz-Kirchengemeinde in Lüdenscheid.

Dr. Jan Hendriks ist Soziologe und war bis zu seiner Emeritierung 1999 Dozent für Gemeindeaufbau an der praktisch-theologischen Fakultät der Freien Universität Amsterdam.

Dirk Hirsekorn ist Gemeindepfarrer in Gescher.

Christian Höfener-Wolf ist Pfarrer in der Immanuel-Kirchengemeinde Dortmund Marten.

Stephan Horstkotte war von 1995 bis 1997 Vikar in der Herforder Kreuz-Kirchengemeinde. Heute arbeitet er als Pfarrer in Herford-Herringhausen.

Andreas Isenburg ist Pfarrer im Amt für missionarische Dienste. Er betreut die City- und Stadtkirchenarbeit in Westfalen und arbeitet mit einer Projektstelle bei der Creativen Kirche in Witten.

Katrin Keita ist Diplom-Theologin und arbeitet als Supervisorin bei einem Call-Center in Bielefeld.

Gerd Kerl ist Leiter des Instituts für Aus-, Fort und Weiterbildung der Evangelischen Kirche von Westfalen. Sein Fachbereich ist die Arbeitsstelle Gottesdienst und Kirchenmusik.

Ulrich Klink ist Pfarrer in Lünen und Mitglied im Redaktionskreis des Gemeindebriefs „In einem Boot“.

Kuno Klinkenberg ist Pfarrer im Amt für missionarische Dienste mit dem Schwerpunkt missionarischer Gemeindeaufbau. Vorher war er neun Jahre Gemeindepfarrer in Emden.

Hans König ist Pfarrer in Lüdinghausen und wirkt als Regionalmentor in der Vikariatsausbildung mit.

Katja Krieger arbeitet als Einrichtungsberaterin im Möbelhaus Hüls in Hagen.

Helmut Meile ist Pfarrer und leitet die Öffentlichkeitsarbeit in der Evangelischen Kirche von Westfalen beim Evangelischen Presseverband in Bielefeld. Er wohnt in Witten.

Patrizia Mickert arbeitet als Fachberaterin bei der Firma Quitmann Büroeinrichtung in Hagen

Hartmut Neumann ist Pfarrer, Kirchenmusiker und Journalist. Er arbeitet in der Dortmunder Melancthon-Gemeinde.

Kerstin Rödel ist seit drei Jahren Pfarrerin im Amt für missionarische Dienste. Einer ihrer Arbeitsschwerpunkte ist die Hauskreisarbeit.

Christoph Roth ist Online-Redakteur beim Evangelischen Presseverband in Bielefeld. Er betreut die Internetpräsenz der Evangelischen Kirche von Westfalen.

Martin Schwerdtfeger ist Pfarrer in Hagen-Wehringhausen und außerdem im Kirchenkreis Beauftragter für Weltmission. In der Partnerschaftsarbeit mit der Simalungun Kirche in Indonesien ist ihm die Verbindung der sozialen Dimension mit der spirituellen Dimension kirchlicher Arbeit wichtig geworden.

Ulrich Sträter ist Journalist bei einem Rundfunksender und Presbyter in der Immanuel-Kirchengemeinde Dortmund-Marten.

Petra Schulze ist Pfarrerin und Öffentlichkeitsbeauftragte des Kirchenkreises Hattingen-Witten.

Dirk Thomas ist Pfarrer an der Herforder Kreuz-Kirchengemeinde.

Wolfgang Vorländer ist Pfarrer in Dencklingen/Rheinland. Von 1985 bis 1992 war er Bildungsreferent des CVJM-Westbundes, von 1977 bis 1985 Pfarrer in Wuppertal-Heckinghausen.

Ulf S. Weiß ist Lehrer und Mitglied im Redaktionsteam des Gemeindebriefs „In einem Boot“ der Kirchengemeinde Lünen.

Rüdiger Weisser ist Gemeindepfarrer in Hamm-Pelkum.

Zahlreiche Menschen haben zum Entstehen dieser Arbeitshilfe beigetragen: Mit Beiträgen oder Material, durch Anregungen und Kritik. Herzlichen Dank!

Verena Beckmann arbeitete früher als Bankkauffrau. Seit einigen Jahren ist sie als Pfarrfrau in Schalksmühle in der Gemeindearbeit aktiv. Ihre kreativen Ideen veröffentlicht sie in Büchern für die Gemeindepraxis.

Martin Behrensmeyer ist Gemeindepfarrer in Lennestadt.

Dirk Berger ist Student der Sozialpädagogik und Mitglied im Redaktionsteam des Gemeindebriefs „In einem Boot“ der Kirchengemeinde Lünen.

Uwe Bitzel ist Journalist und arbeitet im Bereich Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der vereinigten Kirchenkreise Dortmund und Lünen.

Michael Bülow ist Pastor und Diplom-Sozialpädagoge und leitet die KIRCHE UNTERWEGS im Amt für missionarische Dienste.

Klaus Jürgen Diehl ist Pfarrer und Leiter des Amtes für missionarische Dienste der Evangelischen Kirche von Westfalen.

Sabine Drecoll ist Sondervikarin im Amt für missionarische Dienste und dort im Bereich Gemeindeberatung tätig. Gemeinsam mit dem Evangelischen Erwachsenenbildungswerk Westfalen und Lippe e. V. erarbeitet sie eine Ausbildung zum Kirchenführer/zur Kirchenführerin.

für die Praxis

aus der Praxis



Ausgabe 2001

Markenzeichen Gastfreundschaft

**Grundlagen und Bausteine
einer wertschätzenden
Kultur der Gemeinde**



**Evangelische Kirche
von Westfalen
Amt
für missionarische Dienste
Olpe 35
44135 Dortmund
Telefon (02 31) 54 09 60
Telefax (02 31) 54 09 66
E-Mail:
info@amd-westfalen.de**

GRUNDLAGEN

Gastfreundschaft als Gotteserfahrung
Wolfgang Vorländer4

Das Paar der Zukunft – Die gastfreundliche Gemeinde und der Orden
Jan Hendriks8

Gastfreundschaft und Mitgliederorientierung – Zwei Paar Schuhe oder Stiefel und Socke?
Hansjörg Federmann.....15

BAUSTEINE

Begrüßung am Ort
Hansjörg Federmann.....19

Besuche
Kuno Klinkenborg24

Gäste und Urlauber
Michael Bülow.....27

Empfang im Büro
Hansjörg Federmann.....29

Offene Kirchen
Sabine Drecoll33

Kirchenraum als Erlebnis
Sabine Drecoll36

Gemeinderäume
Sabine Drecoll41

Gottesdienste
Hansjörg Federmann.....44

Telefon
Hansjörg Federmann.....48

Schaukasten
Hansjörg Federmann.....51

Gemeindebrief
Hansjörg Federmann.....53

Pressearbeit
Petra Schulze, Hansjörg Federmann .56

Präsenz im Internet
Christoph Roth.....60

Leben am Ort
Hansjörg Federmann.....62

Gruppen öffnen
Kerstin Rödel66

Feste feiern
Verena Beckmann68

Danke!.....72

Editorial

Der rote Kreis mit dem weißen Schriftzug „Coca Cola“ ist eines der wertvollsten Markenzeichen der Welt. Wenn es überhaupt zu kaufen wäre: der Preis ginge in die Milliarden. Fast alle Menschen kennen dieses Markenzeichen und verbinden damit Erfrischung, Spaß und Dynamik, vielleicht auch die Verlässlichkeit, an jedem Ort der Welt den gleichen Geschmack genießen zu können.

Das Markenzeichen der Kirche ist das Kreuz. Weit bekannt, verbinden Menschen Unterschiedliches damit. Wer den Linien des Kreuzes folgt, stößt auf drei Merkmale, die für die Gegenwart von besonderer Bedeutung sind.

Die ausgebreiteten Arme des Christus: Gemeinschaft. Die Senkrechte zwischen Himmel und Erde: Begegnung mit Gott. Und schließlich die Fläche davor, dort, wo die „Menschen unter dem Kreuz“ stehen, näher oder ferner, aber alle in der Macht des Gekreuzigten: Geborgene Freiheit.

In einer Kultur der Gastfreundschaft gewinnen diese drei Merkmale in der Gemeinde Gestalt. Gemeinschaft, Begegnung mit Gott und geborgene Freiheit. Wir sind dabei, zu entdecken, wie wichtig gerade der letzte Aspekt ist: Menschen sind frei gegenüber der Gemeinde. Auch die Mitglieder der Kirche beteiligen sich zu ihren Bedingungen. Gastfreundschaft bevormundet nicht, sie schafft Orte, an denen Menschen eine Zeit verweilen können und menschliche Gemeinschaft erleben. Sie verbindet Wertschätzung für den Gast mit einem eigenen Stil, der von den Hoffnungen und Überzeugungen der Gastgebenden geprägt ist.

Wir wollen Sie mit dieser Arbeitshilfe anregen, Gastfreundschaft in Ihrer Gemeinde zu pflegen und weiter zu entwickeln.

Drei grundlegende Artikel vertiefen die Facetten des „Markenzeichens“ Gastfreundschaft:

Wolfgang Vorländer geht den biblischen Schilderungen der Gastfreundschaft nach, die unversehens zur Begegnung mit Gott werden kann. Von dort schlägt er die Brücke zur Gastfreundschaft der Gemeinde, die nie Mittel zum Zweck ist und gerade darin das Wesentliche bewirkt.

Jan Hendriks fragt nach der Vision, die die Gemeinde im 21. Jahrhundert leiten kann und findet sie im Bild der Herberge. Das hat Konsequenzen für Leitung, Struktur und Ziele der Gemeinde! Auch der Weg, der zur gastfreundlichen Gemeinde führt, ist ein besonderer: Der Weg des gemeinsamen Lernens.

Mit dem Verhältnis von Gastfreundschaft und Mitgliederorientierung setzt sich Hansjörg Federmann auseinander.

Der Praxisteil nimmt 16 Schnittstellen in den Blick, an denen Menschen die Gemeinde erleben – vom Pfarrbüro bis zur Homepage. Als Bausteine einer gastfreundlichen Gemeindekultur bieten sie Impulse, die eigene Praxis zu gestalten.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Entdeckungsreise.

*Klaus Jürgen Diehl
Hansjörg Federmann*



Gastfreundschaft als Gotteserfahrung

Der gute Gastgeber hat etwas Königliches, gleichgültig, ob sein Palast das Zelt eines Beduinen, die Hütte eines Landarbeiters, das Schloss eines spanischen Granden oder das Untermietzimmer einer Berliner Sekretärin ist.

Ursula von Kardoff

Von einem, der Gott den Tisch deckt

Und der Herr erschien Abraham im Hain Mamre, während er an der Tür seines Zeltes saß, als der Tag am heißesten war.

Und als er seine Augen aufhob und sah, siehe, da standen drei Männer vor ihm. Und als er sie sah, lief er ihnen entgegen von der Tür seines Zeltes

Kirche als gelebte Gastfreundschaft ist eine Weise, offen zu werden für Gott selber

und neigte sich zur Erde und sprach: „Herr, habe ich Gnade gefunden vor deinen Augen, so geh nicht an deinem Knecht vorüber. Man soll euch ein wenig Wasser bringen, eure Füße zu waschen, und lasst euch nieder unter einem Baum.

Und ich will euch einen Bissen Brot bringen, dass ihr euer Herz labt; danach mögt ihr weiterziehen“ (Genesis 18,1–5).

So eine Geschichte entsteht in einer Kultur, in der Gastfreundschaft höchstes Gebot und daher so selbstverständlich ist wie die Gewohnheit, mit

der man morgens aufsteht und abends zu Bett geht. Durch solche Gastfreundschaft wird das Leben menschlich, und es entsteht ein Stück Lebenskunst, in der Fremde zueinander finden.

Vor allem aber erweist sich Gastfreundschaft als eine Möglichkeit, Gott zu begegnen. Dabei betont die alte Erzählung, dass Gott *inkognito* kommt: Drei Männer nähern sich dem Zelt Abrahams. Und Abraham hat keine Ahnung, wer ihm in diesen Fremden begegnet. Er beugt sich vor ihnen zur Erde, als begrüße er Gott in ihnen, ohne es auch nur zu ahnen. Seine Gastfreundschaft geschieht absichtslos, sie ist kein Mittel zum Zweck. Aber als die Speisen aufgetragen werden, sitzt Gott als Gast zu Tisch und erfährt die Freundlichkeit dieses Menschen. Eine umgekehrte Eucharistiefeier: Gott schmeckt und sieht, wie freundlich Abraham ist!

Dass Gott als Gast zu uns kommt, bleibt seitdem im Gedächtnis von Juden und Christen haften und prägt ihr Leben: „Gastfrei zu sein vergesst nicht, denn dadurch haben einige ohne ihr Wissen Engel beherbergt“ (Hebräer 13,1).

Gastfreundschaft wird erlernt an einer alten Geschichte wie der aus Genesis 18, und Abrahams Gastfreundschaft kann zum Leitbild einer Kirche werden, die bereit sein möchte, vorbeiziehende Menschen wie Ehrengäste zu umsorgen.

Inkognito zieht auch Jesus durch die Welt und wartet auf Gesten der Barmherzigkeit, und sei es nur ein Becher Wasser und eine Bettstatt in der Nacht. Und am Ende der Tage erst erfahren die, die das gewährten, wem sie Barmherzigkeit erwiesen; fragen sie doch ahnungslos: „Herr, wann haben wir dich hungrig gesehen und haben dir zu essen gegeben?“ (Matthäus 25,37).

Gastfreundschaft wird zum Ort der Gottesbegegnung. Profanes wird heilig, der Alltag verheißungsvoll und das Leben des Gastgebers gesegnet, ohne dass darauf spekuliert würde.

Wem jeder Gast willkommen ist, kann darum unverhofft Boten Gottes begeg-

nen, die eine größere Freude hinterlassen als die, die ihnen zuvor bereitet wurde. In Genesis 18 ist am Ende der Gastgeber der Beschenkte: Abraham empfängt die Zusage, dass Sara nach jahrelangem Warten einen Sohn bekommen wird.

Die Kirche soll daher ein Ort der Gastfreundschaft sein, nicht nur um der Menschen willen, sondern um ihrer selbst willen: um die Ankunft Gottes zu erfahren und seine Verheißungen zu erlangen. Kirche als gelebte Gastfreundschaft ist eine Weise, offen zu werden für Gott selber. Und das sollte die Kirche sein: offen für den durch die Welt wandernden Gott, der sich niedersetzen will als Gast an unserem Tisch, nicht ohne hernach ungeahnte Zukunftsmöglichkeiten als Gastgeschenk zu hinterlassen.

Somit ist Gastfreundschaft eine Form von *Spiritualität im Umgang mit Menschen*, worin Gott selber erfahrbar wird.

Von Gott, der allen den Tisch deckt

Wird Abraham nichts ahnend zum Gastgeber Gottes, so erweist sich Gott als künftiger Gastgeber aller Menschen. Es gehört zu den messianischen Erwartungen, die am Zion in Jerusalem haften, dass Gott sich einmal allen Völkern offenbaren wird und dabei den Menschen ein Fest ohne Grenzen bereitet.

„Und der Herr wird auf diesem Berge allen Völkern ein fettes Mahl machen, ein Mahl von reinem Wein, von Fett, von Mark, von Wein, darin keine Hefe ist.

Und er wird auf diesem Berge die Hütle wegnehmen, mit der alle Völker verhüllt sind, und die Decke, mit der alle Heiden zugedeckt sind.

Er wird den Tod verschlingen auf ewig. Und Gott der Herr wird die Tränen von allen Angesichtern abwischen und wird aufheben die Schmach seines Volkes in allen Landen; denn der Herr hat's gesagt“ (Jesaja 25,6–8).

Nicht zu überbieten ist diese Ansage. Noch sind die Einladungskarten nicht gedruckt, die in alle Welt gehen, aber

schon hat der Prophet die Festpläne Gottes veröffentlicht. Gott kommt – und ein Fest beginnt. Grenzenlos, multikulturell und international. Gott erweist sich als Gastgeber für die gesamte Menschheit.

Diese kühne Erwartung sagt etwas über das Wesen und das Ziel von Gottes Handeln. Gott wird zum Gastgeber schlechthin, und was Gastfreundschaft ist, kann bei ihm erlebt und erlernt werden.

Das Fest, das er stiftet, ist ein Fest der Versöhnung, der Verwandlung und Neuschöpfung: Altes wird neu, und Entfremdung verwandelt sich in Nähe und Vertrauen. Die internationale Stimmung ändert sich sozusagen schlagartig und global:

Gott nimmt die Decke von den Augen der Völkerwelt. Die Teilnahme am Fest Gottes führt zu *Gotteserkenntnis und Glauben*. Gott verschlingt den Tod auf ewig: Das Festmahl eröffnet *unvergängliches Leben*. Gott wird die Tränen abwischen von allen Angesichtern: Gottes Fest hat *therapeutische und tröstende Kraft*. Und schließlich wird Gott die Schmach seines Volkes aufheben: Es ist das Fest der *Rehabilitation* derer, die Unrecht und Demütigungen erlitten haben. Alle verletzenden Erfahrungen können ausheilen.

Gott kommt, das Fest beginnt und – der Mensch atmet auf und wird frei! Gottes Gastfreundschaft führt zur Metamorphose der Welt: Aus Ungläube wird Vertrauen. Aus Tod Leben. Aus Tränen Freude. Aus Schmach unversehrtes Recht.

Was der Prophet hier ansagt, war den Menschen in Israel nicht gänzlich neu. Es lag vielmehr auf der Linie ihrer bisherigen Erfahrung mit dem Gott Abrahams. Denn Gott hatte doch schon in der Wüste Manna und Wachteln spendiert, und das neue Land, zu dem man unterwegs war, werde, gemessen an der Wüste, ein Land sein, in dem Milch und Honig fließen.

Im Gedenken an die Taten Gottes wuchs der Festkalender Israels und bestimmte den Rhythmus des Jahres und des Lebens. Der *Tempel* wurde zum Ort, wo Gottes Gastfreundschaft leib-

haftig erfahren und genossen wurde. Diese Erfahrung hatte zugleich Bedeutung für das menschliche Miteinander: Ist Gott selbst „das bergende ‚väterliche‘ Lebenszentrum“, dann wächst in seinem Umkreis eine „neue Geschwisterlichkeit“. „Sie wächst vor allem dann, wenn sich Menschen unter den Augen Gottes zum Fest versammeln (vgl. Deuteronomium 16,9–12). Ge-

Gott kommt – und ein Fest beginnt. Grenzenlos, multikulturell und international

schwisterlich wird das Volk im Fest. Dies war die Erfahrung des Volkes Israel: Ins Fest zog ein sozial zerklüftetes Volk, Freie und Sklaven, Frauen und Männer, Fremde, Waisen und Witwen. Im Fest wurden sie unter den Augen Gottes ein Volk, in dem jede und jeder den Ehrennamen ‚Du‘, das schmückende Wort ‚Volksgenosse‘ erhielt. Das Fest unter den Augen Gottes wurde der Ort zur sozialen Neuformung eines Volkes von Menschen mit gleicher Würde.“¹

Ein weiterer Aspekt der Gastfreundschaft tritt im Umkreis der Tempeltheologie Israels in den Blick, der für die alten Kulturen wesentlich war und auch im Glauben Israels immer mit-schwingt und sehr reale Bedeutung erlangt: Gastfreundschaft gehört in den Zusammenhang einer *Rechts- und Schutzordnung*. Das Aufsuchen des Tempels bedeutet den Eintritt in ein persönliches Schutzverhältnis. Besonders akut gilt das für die Armen und Rechtlosen, die angesichts erfahrener Bedrängnis ohne Lobby, ohne Fürsprecher und ohne Rechtshelfer sind. Einer, der tiefstes Leid und völlige Wehrlosigkeit gegenüber seinen Feinden erfahren hat, darf Rechtsschutz im Haus Gottes genießen. Nach seiner Errettung und Rehabilitation durch den priesterlichen Freispruch wird er vor der Gemeinde Gott, dem schützenden Gastgeber, seinen Dank abstaten:

„Dich will ich preisen in der großen Gemeinde, ich will meine Gelübde erfüllen vor denen, die ihn fürchten. Die Elenden sollen essen, dass sie satt werden; und die nach dem Herrn fragen, werden ihn preisen; euer Herz soll ewiglich leben“ (Psalm 22,27–28).

Wenn in einer messianischen Weissagung des Propheten Sacharja gesagt wird, dass „zehn Männer aus allen Sprachen der Heiden *einen* jüdischen Mann beim Zipfel seines Gewandes ergreifen und sagen: Wir wollen mit euch gehen, denn wir hören, dass Gott mit euch ist“ (Sacharja 8,23), dann bedeutet das: Gott will über Israel hinaus zum Asylgeber und Rechtshelfer für alle Menschen werden. „Am Gewand fassen“ ist der rechtssymbolische Ausdruck für den Eintritt in ein persönliches Schutzverhältnis; man wurde dadurch ein kultberechtigter Jude.“²

Schließlich ist daran zu erinnern, dass die Tischgemeinschaft in der Antike in den Horizont von *Bundesschlüssen* und *Friedensverträgen* gehört. Tischgemeinschaft beendet eine vorangegangene Fehde oder Feindseligkeit. Sie besiegelt Frieden und Versöhnung.

In dieser Tradition dachte, glaubte und handelte auch Jesus. In immer neuen Bildern nimmt er diese uralten Gotteserfahrungen auf und wandelt sie in Gottesverheißungen, die alles Bisherige überbieten. Die Gastfreundschaft Gottes auf seinem Weg mit Israel erscheint angesichts des Wirkens Jesu als Vorabbildung für die Tage des Messias und den Anbruch der zukünftigen Welt des Reiches Gottes.

Schmeckt und seht, wie freundlich der Herr ist

Jesu Wirken ist durchzogen und geprägt von seiner Mahl- und Tischgemeinschaft mit den unterschiedlichsten Menschen und zu den verschiedensten Anlässen. Er sitzt mit Freunden zu Tisch und mit Skeptikern, er feiert mit Armen und religiös Ausgegrenzten, er speist das Volk unter freiem Himmel und bereitet nach seiner Auferstehung im Morgengrauen am See seinen Jüngern ein Mahl. Tischgemeinschaft gehört offenbar zum Herzstück seines gesamten Wirkens. Oft befindet sich Jesus dabei in der Rolle des Gastes. Aber bei näherem Hinsehen spielt er auf geheimnisvolle Weise eher die Rolle des Gastgebers und Hausherrn. Er initiiert Tischgemeinschaft mit Leuten, die es gar nicht gewagt hätten, ihn einzuladen. Jedenfalls kennt Jesus für das Zusammensein mit ihnen keine

Vorbedingungen. Es herrscht Freizügigkeit und Bedingungslosigkeit.

Keinesfalls geht es in der Tischgemeinschaft Jesu mit den Menschen etwa nur um Gemeinschaft oder gar geselliges Beisammensein.

War Gastfreundschaft, wie wir sahen, ein *Rechtsinstitut*, so nimmt sie den Gast in Schutz. Jesus führt Menschen in den Schutzbereich Gottes, wenn er mit ihnen Mahl hält. Das gilt gerade für die Schuldigen. Die Tischgemeinschaften Jesu sind messianische Zeichenhandlungen, die sagen: Gott im Himmel hat dich angenommen, dir vergeben und dich unter seinen persönlichen Schutz gestellt! Das Mahl mit den Verlorenen ist in der Praxis Jesu die Verleiblichung der Vergebung durch Gott und hat „sakramental“-zeichenhafte Dimensionen.

Wiederholt spielt bei Jesus der *Wein* eine Rolle. „Weinstock, Trauben, Weinberg und Winzer, Gärung und Schläuche sind für ihn immer wieder Bilder für das Reich Gottes. Schließlich fasst er seine ganze Sendung zusammen und reicht beim Abendmahl Wein als Symbol für seinen Bund. Denn schon längst vorher sind im Judentum Weinstock und Wein Zeichen für den Messias. Wasser war dafür ungeeignet, denn Wasser bedeutet nur das Überleben, nacktes Dasein. Wein dagegen ist mehr, ist wie Öl, das zweite messianische Zeichen, umgeben mit einem Hauch von Luxus ... So wird der Wein zum Zeichen der glücklichen Zeit, die mit ihm (Jesus) beginnt.“³ Das Johannesevangelium lässt mit der Geschichte von der Hochzeit in Kana (Johannes 2) das gesamte Wirken Jesu sogar mit einem Weinwunder beginnen: „So offenbarte er seine Herrlichkeit“!

In einer Auseinandersetzung, die Jesus einmal mit Kritikern führt, zitiert er, was ihm vorgeworfen wird: Er sei ein „Fresser und Weinsäufer“ (Matthäus 11,19). So nennen ihn offenbar gewisse Leute, die ihm skeptisch gegenüber stehen. Und Jesus verwahrt sich gegen diese Titulierung nicht; auch nicht gegen den Zusatz, er sei ein „Freund der Zöllner und Sünder“, das heißt „Freund der Kollaborateure und Unreinen, der schmierigen kleinen Erpresser

und derer, die deshalb am Rande des Judentums standen, weil sie als arme Schweine sich mit der römischen Besatzungsmacht eingelassen hatten. Ab und zu wird die Reihe der Zöllner und Sünder auch um die Huren erweitert, um Menschen insgesamt, die um des Geldes zum Überleben willen ihren Leib und ihre Würde verkaufen.“⁴ Bei seinen Mählern ist Jesus um seinen Ruf offenbar völlig unbekümmert, er kümmert sich nicht um das, was man ihm nachruft. Jesu Reinheit ist „offensiv“. Er kann nicht unrein werden durch die Berührung mit den Unreinen und Stigmatisierten, sondern es ist umgekehrt: Seine Reinheit färbt auf sie ab.

Jesus „ehrt ... die hungrigen, korrupten Gestalten mit messianischem Wein“, dem „Realsymbol des Messias“⁵. Und damit macht er an den Grenzfällen des gesellschaftlichen Zusammenlebens deutlich, dass das Reich Gottes die Aufhebung aller Schranken in der unbegrenzten Gastfreundschaft Gottes ist.

„Seitdem wird das Mahl für immer zur Mitte all derer, die sich auf Jesus berufen, ... die Mitte alles Christlichen“⁶, das Erkennungszeichen schlechthin für das, was Nachfolge heißt.

Gastfreundschaft als Geburtsraum neuen Lebens

Das Evangelium ist die Einladung zu einer umfassenden Neuorientierung. Gott, der ewig Neue, führt uns Menschen von Neuanfang zu Neuanfang. So führt er uns in die Freiheit der Gotteskindschaft, heraus aus Bindungen und Festlegungen, in denen unser Leben verkümmert, verkommt, verflacht oder vertrocknet. Gottes Ziel ist der freie Mensch, frei in einem Raum der Geborgenheit, die es nur gibt in der lebendigen Verbundenheit mit ihm, dem Schöpfer des Lebens.

Die Einladung zu dieser umfassenden Neuorientierung kommt uns in der Verkündigung Jesu als *Ruf zur Umkehr* entgegen. Dieser Ruf ist bei Jesus radikal, das heißt, er rührt an die Wurzeln unseres Lebens. Und gerade darum vermag er in die Freiheit zu führen.

Umkehr wird als *Neugeburt* erfahren. Eine Geburt braucht aber einen geschützten, bergenden Ort der Fürsorge und Sicherheit. So bedarf auch die geistliche Neugeburt eines solchen Ortes. Diesen Ort beschreibe ich in meinem Buch (s. Seite 8) als Ort der Gastfreundschaft. Umkehr wird dort leichter, wo ein Milieu des Vertrauens herrscht und wo ein Mensch die Erfahrung machen kann, willkommen zu sein.

Gastfreundschaft ist ein solches Milieu des Evangeliums, wo ein Mensch angenommen ist, wie er ist – und gerade darum nicht bleiben muss, wie er ist. Gastfreundschaft ist bedingungslos und gerade darum nicht folgenlos. Gastfreundschaft ist der Geburtsraum eines neuen Lebens, das mit Gott, mit sich selbst und mit den Mitgeschöpfen versöhnt ist.

Kirche im Geist der Gastfreundschaft ist Asyl und Oase, wo ein Mensch leben darf, ohne zensiert zu werden, um gerade so das noch Ungelebte und Unentdeckte eines freien, gottverbundenen und geschwisterlichen Lebens zu entdecken und zu erleben. Er kann hier einfach Station machen und ausruhen, niemand tritt ihm zu nahe oder begegnet ihm mit Forderungen. Und doch kann er gerade hier, wo er auf seinem Weg ankommen, ausruhen und durchatmen kann, ahnen, dass er in einem viel grundsätzlicheren Sinn zu einer Reise berufen ist: zu einer Pilgerreise von Gott her zu Gott hin. Es ist eine Wanderung in das Land geborgener Freiheit.

Im Horizont der Gastfreundschaft wird die Kirche behutsam und liebevoll versuchen, dem Gast etwas von ihrem Glauben, ihrer Hoffnung und ihrer Liebe weiterzugeben – gewissermaßen als Wegzehrung für seinen weiteren Weg. Sie gewährt dem Gast nicht nur konkrete, wirkliche Tischgemeinschaft, sondern teilt mit ihm das Brot des Lebens, von dem sie selber lebt. Dabei wird sie darauf achten, dass ein Mensch sich durch das Zeugnis des Glaubens niemals angepredigt, belehrt oder bevormundet fühlt. „Eine von Gastfreundschaft geprägte Pastoral (d.h. Gemeindegemeinschaft, d. Vf.) hat eminent missionarische Kraft, weil sie auf Proselytenmacherei verzichtet.“⁷

Somit ist Gastfreundschaft einerseits Konsequenz und Gestalt des Missionsauftrags Jesu, andererseits geschieht sie in einer selbstvergessenen Weise *absichtslos*. Man kann sagen, Gastfreundschaft ist *absichtslos* und *ver-*

Gastfreundschaft ist bedingungslos und gerade darum nicht folgenlos.

heißungsvoll zugleich. Sie kennt keine Hintergedanken, sondern sie ist Zeichen bedingungsloser Daseinsberechtigung. Nie ist sie Mittel zum Zweck. Und doch bewirkt sie viel! Denn „dies ist aller Gastfreundschaft tiefster Sinn: Dass ein Mensch dem andern Rast gebe auf der großen Wanderschaft zum ewigen Zuhause“.⁸

Gastfreundschaft gehört in einer zunehmend misstrauischen Welt zu einer Kultur des Vertrauens, wo Gott selber wieder gefunden werden kann, der der große Gastgeber und Freund der Menschen ist. In wundervoller Weise wird das im Buch der Weisheit ausgesprochen:

Du erbarmst dich über alle; denn du kannst alles, und du übersiehst die Sünden der Menschen, damit sie sich bessern sollen. Denn du liebst alles, was ist, und verabscheust nichts von dem, was du gemacht hast; denn du hast ja nichts bereitet, gegen das du Hass gehabt hättest. Wie könnte etwas bleiben, wenn du nicht wolltest? Oder wie könnte erhalten bleiben, was du nicht gerufen hättest? Du schonst aber alles; denn es gehört dir; Herr, du Freund des Lebens, und dein unvergänglicher Geist ist in allem. Weisheit 11,23–12,1

Gastfreundschaft heilt und befreit. Sie ist – wo es gelingt – schön, und sie macht schön. Sie macht das Leben heller. Denn sie ist Abglanz der Schönheit Gottes. Wo sie gewährt und gelebt wird, da wird mir mein Dasein gegönnt, mein Sosein zugestanden, und ich muss mich nicht erklären.

Ihre Schönheit empfängt Gastfreundschaft – theologisch gesprochen – aus der „Rechtfertigung des Sünders“: dem machtvollen, schöpferischen und beglückenden Freispruch Gottes.

Darum befindet sich in der Mitte aller Gastfreundschaft der gastfreie Tisch des Herrn und das eucharistische Festmahl. Von dieser Mitte und von diesem Tisch her wird die Kirche zur Herberge und Gast-Stätte.

Gott lädt zu Tisch. Das Mahl der Sünder beginnt. Und die Sünder sind seine Ehrengäste. Solche Gastfreundschaft lädt ein, Station zu machen auf der Wanderung in Richtung einer zukünftigen Welt, in der Gott ein Fest stiftet ohne Ende, einen ewigen Sabbat der Freude und des Schalom.

Solche Erlösung ermutigt und befähigt zum Leben. Darum gehört die Gastfreundschaft in den Horizont einer sabbatlichen Welt, sie lebt von der Gabe des Sabbats her als der Krone der Schöpfung: Gott gibt sich Zeit und gibt uns Zeit zum Atemholen und zur Freude. Der Sabbat, die Erlaubnis zur Muße, ehrt den Schöpfer und ist Gabe des Schöpfers; er befreit mich vom Diktat des Herrschens und des Beherrschtwerdens, vom Diktat der Arbeit und der Sorge. Vielleicht können gerade wir Deutschen die Gastfreundschaft nur erlernen, wenn wir das Leben wieder sabbatlich verstehen. Ein Witz bringt es auf den Punkt:

Ein Engländer, ein Franzose und ein Deutscher unterhalten sich, was sie zu ihrer Entspannung tun: Der Engländer trinkt einen Sherry und geht zur Rennbahn. Der Franzose trinkt einen Cognac und geht zur Freundin. Der Deutsche nimmt seine Herztropfen und geht zur Arbeit.

Wolfgang Vorländer



Anmerkungen:

¹ Paul M. Zulehner: Das Gottesgerücht, Düsseldorf 1987, 71.73

² Ebd. 34

³ Klaus Berger: Wer war Jesus wirklich, Stuttgart 1995, 49

⁴ Ebd. 43

⁵ Ebd. 44

⁶ Ebd.

⁷ Rolf Zerfaß: Menschliche Seelsorge, Freiburg/Basel/Wien 1985, 23

⁸ Romano Guardini: Briefe über Selbstbildung, 38f.

Der Text ist das zweite Kapitel aus Wolfgang Vorländers Buch „Gottes Gastfreundschaft im Leben der Gemeinde“, Stuttgart (Kreuz-Verlag) 1999. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Verfasser und Verlag.

Das Paar der Zukunft: die gastfreundliche Gemeinde und der Orden

Die Gemeinde braucht eine konkrete Utopie

Wie soll die Kirche des 21. Jahrhunderts aussehen? Das ist eine Frage, die „dran“ ist, denn so genau wissen wir es nicht mehr. In den vergangenen Jahrzehnten wurde ein Kirchenmodell nach dem anderen fraglich. Die jahrhundertalte versorgende und hierarchische Kirche wurde in den sechziger Jahren durch die Individualisierung und Demokratisierung in Frage gestellt. So entstand als Reaktion auf die alte, versorgende Kirche das Modell der „Gemeinde von unten“. Kreise und Gruppen sind in ihr die tragenden Größen. Aber auch das hat weithin seine Anziehungskraft verloren. Das Gleiche gilt auch für das Modell der prophetischen Kirche. Als Reaktion auf die nach innen gewandte Aufmerksamkeit der Gemeinde von unten kommt in diesem Modell die Identität der Kirche besonders im Eintreten gegen politische und soziale Missstände und der Solidarität mit den Opfern zum Ausdruck.

Was jetzt?

Das ist eine Frage nach einem inspirierenden Entwurf für eine neue Kirche. Denn „Eine Kirche ohne Vision geht zugrunde“. Also sind wir auf der Suche nach einer Vision. Nicht nach einem Traumbild, das uns lähmt, sondern nach einer Vision, die uns auf die Beine bringt. „I have a dream“. Keine abstrakte, sondern eine konkrete Utopie.

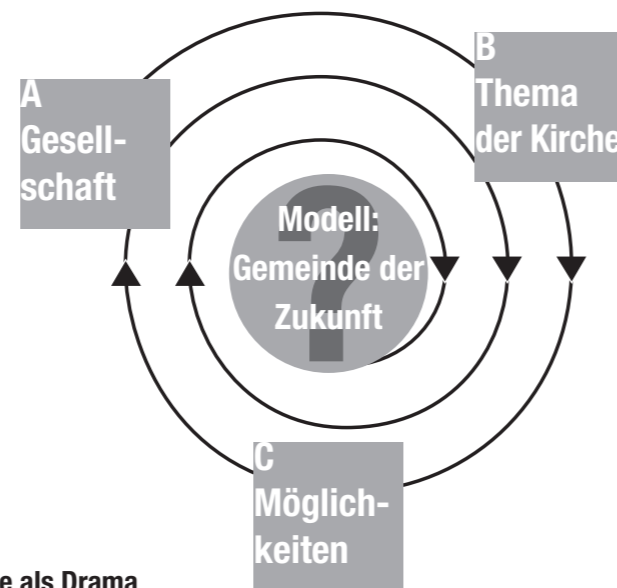
Eine konkrete Utopie hat vier Kennzeichen:

- ◆ Einsicht in der Situation
- ◆ ein angemessenes Gemeindemodell
- ◆ einen Ausblick auf einen gangbaren Weg
- ◆ Mut, Vertrauen, Glauben

Die ersten drei Kennzeichen möchte ich im Folgenden näher beschreiben.

Zur Situation: „Die Kirche als Drama.“

Der Theologe J. Firet hat die Kirche einmal als „Drama“ beschrieben. Er meinte damit nicht, dass die Kirche zum Heulen sei, sondern dass sich ihre Situation wie ein Schauspiel beschreiben lässt: Die Kirche hat den Auftrag, in jeder Zeit und Gesellschaft (A) neu, ihr zentrales Thema (B) darzustellen und dabei die ihr geschenkten Möglichkeiten (C) im Blick zu behalten. Kirche-Sein ist nicht statisch, sondern entwickelt sich – wie die Handlung eines Schauspiels:



Die Kirche als Drama

Die Darstellung ist folgendermaßen zu verstehen: Wir machen uns ein Bild von der Gesellschaft. Mit diesem Bild studieren wir die überlieferten Inhalte unseres Glaubens auf der Suche nach dem Wesen der Gemeinde. Für die Frage, was in dieser Situation die Rolle der Gemeinde ist, müssen die Möglichkeiten betrachtet werden, die sie hat. Danach schauen wir uns erneut die Gesellschaft an, jetzt mit einem klareren Blick dafür, was es heißt, darin Gemeinde zu sein. Diese Schritte möchte ich nun mit Ihnen gehen.

Die Kirche hat den Auftrag, in jeder Zeit und Gesellschaft neu ihr zentrales Thema darzustellen.

Zunächst müssen wir also wissen, wie unsere Gesellschaft aussieht. Es geht uns um ein realistisches Bild der Gesellschaft. Realistisch bedeutet: Wir wollen die Gesellschaft betrachten, wie sie faktisch ist – und sie gleichzeitig sehen in ihren Möglichkeiten. Wenn ich auf diesem Hintergrund die Gesellschaft betrachte, dann sind m.E. drei Dinge von Bedeutung:

- ◆ die Individualisierung und das Bedürfnis nach Gemeinschaft
- ◆ die Differenzierung und das Bedürfnis nach Spiritualität im Sinne einer grundlegenden Lebensorientierung, die uns hilft, uns mit aktuellen Fragen und Problemen zu beschäftigen
- ◆ der praktische Agnostizismus und das Bedürfnis nach religiöser Erfahrung

Weil es über diesen letzten Punkt noch wenig Literatur gibt, möchte ich darüber noch einiges sagen.

Kennzeichnend für die heutige religiöse Situation ist nicht so sehr, dass Menschen die Existenz Gottes bestreiten. Charakteristisch ist vielmehr ein Klima der Unsicherheit. Dieses äußert sich in dem Eindruck „keiner weiß es und man kann es nicht wissen, nichts kann man sicher wissen“. Das ist kein Atheismus, sondern Agnostizismus. Kein theoretischer, sondern ein pragmatischer, unaufgeregter Agnostizismus. „Man weiß es nicht, das ist

nun einmal so.“ Das ist das alles bestimmende Grundgefühl. In diesem Klima sind persönliche Glaubenserfahrungen von großer Bedeutung, ja sie sind sogar nötig. Keiner hat die Bedeutung von solchen Erfahrungen in unserer individualisierten Kultur deutlicher zur Sprache gebracht als der katholische Theologe Karl Rahner: „Der Fromme von morgen wird ein „Mystiker“ sein, einer der etwas „erfahren“ hat, oder er wird nicht mehr sein.“¹

Und was ist das Thema der Kirche?

Ich folge Zulehner und sage, bei dem Thema, „der Sache“ der Kirche geht es vor allem um drei Dimensionen, nämlich Mystik (Umgang mit Gott), Koinonia (Gemeinschaft) und Diakonia (Dienst).²

Warum diese drei? Weil diese Trias zu derjenigen passt, die uns beim Anschauen der Gesellschaft begegnet ist.

Schließlich der dritte Kreis: die Möglichkeiten der Kirche. Sie variieren von Situation zu Situation, von Gemeinde zu Gemeinde. Deutlicher als früher merken Gemeinden auch in Deutschland heute, dass diese Möglichkeiten begrenzt sind und die Spielräume geringer werden. Wichtig ist, dass wir die begrenzten Möglichkeiten ernst nehmen. Denn sonst wird aus der konkreten Utopie eine Desillusionierung.

Die Kirche als Herberge – eine Metapher als Denkanstoß

So also sieht ungefähr das Bühnenbild aus. Wie kann die Kirche des Jahres 2000 auf diesem Hintergrund Gestalt gewinnen?

Ich möchte mit einem Bild, einer Metapher beginnen. Für mich ist es das Bild der Gemeinde als Herberge. Diese Metapher beschreibt eine Kirche,

- ◆ die an den Wegen der Menschen steht
- ◆ die gastfreundlich ist
- ◆ die einladend ist
- ◆ die nicht versucht, Menschen drin-

nen zu halten oder zu bekehren, sondern die sie mit allem ausrüsten möchte, was sie brauchen, um ihren Weg gestärkt und vielleicht sogar mit Freude fortsetzen zu können

◆ die den Gästen die Möglichkeit gibt, ihre Geschichte zu erzählen, die Geschichten anderer zu hören und sich miteinander zu beraten, um gemeinsam aktiv zu werden; aber auch ein Ort, wo man ausruhen und aufatmen kann

◆ eine Kirche, in der die Träger eines Amtes Diener sind, Diener am Tisch (also „Diakone“ im ursprünglichen Wortsinn) und die im Geist des Eigentümers arbeitet.

Wenn wir uns die Kirche so vorstellen, ergeben sich weitere Assoziationen. In einem Gasthaus mit diesem Besitzer

- ◆ sitzen die Armen an den besten Tischen
- ◆ sitzen die am meisten Frierenden am dichtesten beim Feuer
- ◆ kann man umsonst essen und trinken. Das ist ein Vorgeschmack auf die große Vision, die Jesaja 25,6 beschreibt.

Das Konzept der gastfreundlichen Gemeinde

Ist das nur ein Traum? Nein, denn dieser Art Kirche können wir in der Literatur und in der Praxis schon begegnen.

Ich möchte nun die Wesensmerkmale der gastfreundlichen Gemeinde beschreiben. Dabei gehe ich von den fünf Kernpunkten aus, die das System jeder Gemeinde prägen und – wenn sie angemessen realisiert sind – eine vitale und anziehende Gemeinde kennzeichnen. Sie sind untereinander verknüpft und haben sich als Beschreibungs- und Analysemodell für Gemeinden bewährt.³

Identität

Der zentrale Begriff in der Identitätskonzeption der „Gemeinde als Herberge“ ist Gastfreundlichkeit.

Es ist kein nebensächliches Kennzeichen, sondern der alles beherrschende Charakterzug. Eine Art roter Faden, der in allem zu finden ist. Die zwei



Analyse und Beschreibungsmodell für eine Gemeinde

Aspekte, um die es dabei geht, werden noch deutlicher an dem Begriff, mit dem die Bibel gastfreundliches Handeln beschreibt: „gastfrei“: Die *Gäste* stehen im Mittelpunkt. Und sie sind *frei*.

Was heißt es, dass die Gäste im Mittelpunkt stehen?

Die Gemeinde öffnet sich für Gäste. Das ist nicht selbstverständlich, denn es bedeutet: Sie öffnet sich für Fremde. Im griechischen Wort für Gastfreundschaft, *philoxenia*, kommt das gut zum Ausdruck. Wörtlich bedeutet

Die Gäste stehen im Mittelpunkt – und sie sind frei.

Routine. Gastfreiheit bedeutet also, dass Fremde willkommen sind. Eine gastfreie Gemeinde öffnet sich ihnen auf der ganzen Linie: in ihrer missionarischen Präsenz, in ihrer Bildungs- und Zurechtweisung, in der Katechese, im Pastorat und in der Feiern. Sie baut Barrieren ab, die Fremde und Gäste daran hindern, am Gottesdienst, an der Gemeinschaft und am Umgang mit Gott teilzuhaben.

Dass die Gäste im Mittelpunkt stehen, bedeutet zweitens, dass die Mitglieder beieinander zu Gast sind, dass sie Gast sind im Leben des Gegenübers. Das macht das Zwiegespräch notwendig, wobei von alters her an den Hausbesuch gedacht wird und an das Gespräch in kleinen Gruppen. Wenn Menschen sich füreinander öffnen, können sie beieinander zu Gast sein. Die Basis dafür ist Vertrauen. So beieinander zu Gast sein kann auf vielerlei Weise Gestalt bekommen. Kürzlich erlebte ich das bei der Eröffnung einer

Versammlung von Menschen, die einander kaum kannten. Anstelle der bekannten Vorstellungsrunde mit Name, Beruf und Statuskennzeichen wurde hier die Frage gestellt „Was hat dich in der vergangenen Woche beschäftigt?“ Und da erzählten die Menschen. Die Frage schuf offenbar einen gastfreien Raum, in dem Menschen erfuhren, dass sie da sein dürfen mit ihren kleinen und großen Problemen und Freuden; dass man dafür aufmerksam ist. Zu deiner eigenen Überraschung bist du so beieinander zu Gast. Und der Status verändert sich fortwährend. Von einem zum anderen Augenblick wird man zum Gastgeber, der andere als Gast einlädt in das Leben eines anderen. Gastgeberinnen werden Gäste und umgekehrt.

Dass die Gäste im Mittelpunkt stehen, heißt drittens: Die Gemeinde ist zu Gast beim Herrn. Sie wird sogar an seinen Tisch geladen. Gastgeberinnen und Gastgeber erfahren sich selbst als Gäste – im eigenen Haus. Das haben die Emmausjünger so erfahren. Sie luden einen Fremden ein, ihr Gast zu sein, aber während der Mahlzeit wechselten die Rollen und der Gast wird Gastgeber (Lk. 24,30).

Gastfreiheit umfasst also drei Aspekte: Offenheit Fremden gegenüber, beieinander zu Gast sein und Gast Jesu Christi sein.

Bis jetzt lag der Akzent bei dem Wort „Gastfreiheit“ auf Gast. Jetzt muss noch der zweite Teil, die Freiheit beschrieben werden. Gäste sind frei. Er oder sie wird eingeladen und nicht gezwungen. Das heißt auch, dass er nicht unter falschem Vorwand hereingelockt und zu etwas verleitet wird. Gastfreundschaft ist nie Mittel zum Zweck, sondern Ziel an sich. Liebe zum Fremden ist für nichts gut. Sie ist gut in sich selbst.

Die Gastgeberinnen und Gastgeber lassen die Gäste frei. Das hat Konsequenzen. Die Menschen, die „die Herberge“ repräsentieren, wollen als Kirche präsent sein. Nicht um verlorenes Terrain zurückzugewinnen, nicht um die Kirche am Leben zu halten und zu retten, was zu retten ist, auch nicht, um Menschen zu bekehren – obwohl sie ihre Hoffnung gern mit anderen teilen. Was möchten sie dann? Sie möchten eine Glaubensgemeinschaft sein, die zu Diensten steht. Zu Diensten der Menschen auf ihrem Weg und der Gesellschaft in ihrem Entwicklungsgang.

Natürlich sind sie sich bewusst, dass die Zukunft der Herberge vom Hinzu-kommen neuer Menschen abhängig ist. Ohne Eintritt neuer Kellner muss „die Herberge“ ihre Türen schließen. Also wird sie auch ohne Schüchternheit überall versuchen, Mitarbeiter zu werben. Aber mit diesem Problem darf die Beziehung zu den Gästen nicht belastet werden.

Die Gastgeber drängen sich nicht auf, aber natürlich lassen sie sich sehen. Gastfreundschaft impliziert somit Freiheit und Begegnung, Konfrontation. So sagt Nouwen: „Wenn wir wirklich gastfreundlich sein wollen, dürfen wir einen Fremden nicht nur hereinlassen, sondern wir müssen ihn auch konfrontieren mit unserer deutlichen (unmissverständlichen) Anwesenheit, wir dürfen uns nicht verbergen hinter Neutralität, sondern ihnen klar und deutlich Einblick geben in unsere Gedanken, unsere Meinungen, in unsere Art zu leben. Zwischen jemandem und niemand ist kein Gespräch möglich.“⁴

Es geht bei einer Identitätskonzeption immer um Antworten auf zwei Fragen: Wer bist du und welches ist dein Auftrag? Die Identitätskonzeption der „Gemeinde als Herberge“ kann folgendermaßen beschrieben werden: sie *ist* eine Gemeinschaft von Gästen und sie *hat* als Auftrag das Anbieten von Gastfreundschaft. So wird sowohl „der Sache“ (den drei Dimensionen von Zuhörer) als auch dem Menschen als Subjekt entsprochen.

Klima

Dieses Verständnis der eigenen Identität hat Auswirkungen auf das ganze System. Die Anerkennung des Subjekt-Seins bestimmt das Klima in allen weiteren Aspekten. Auch im Hinblick auf einen Aspekt, der immer wieder zu Spannungen führt, nämlich im Hinblick auf Entscheidungen, auf Beschlüsse, die zu fassen sind. Die unserem Konzept angemessene Form ist

Es geht bei einer Identitätskonzeption immer um Antworten auf zwei Fragen: Wer bist du und welches ist dein Auftrag?

die Konsensfindung. Zwei Dinge werden dabei beachtet: Zuerst versucht man, die Einstellung der Versammlung zu eruieren. Im zweiten Schritt wird ausgelotet, ob eine Minderheit bereit ist, sich auf die Mehrheit einzulassen. Ein Beispiel hierfür ist die Diskussion über das Kirchenasyl in A. Nach einer ausführlichen Diskussion sagt ein Gemeindeglied, das dagegen ist: „Ich bin noch immer nicht überzeugt. Aber ich sehe wohl, dass die Sache für andere von großer Bedeutung ist. Darum schlage ich vor, dass wir uns dafür entscheiden.“ Der Charakter des Entscheidens über die Konsensfindung ist, dass Menschen nicht von anderen festgelegt werden, dem Amt, der Mehrheit, sondern dass sie sich selbst einbinden. Auf diese Art und Weise werden der Einzelne und die Sache ernst genommen.

Ziele

Anders als bei der „hierarchischen“ oder der „prophetischen“ Gemeinde, bei denen „die Sache“ zentral steht, aber auch anders als bei der „Gemeinde von unten“, die den Menschen als Subjekt ernst nimmt, nimmt unser Gemeindegliedmodell „die Sache“ und „den Menschen“ gleichermaßen ernst. Das geschieht vor allen Dingen dadurch, dass nicht schon im Vorhinein Antworten gegeben werden, sondern indem Fragen gestellt und Geschichten erzählt werden.

Was das Fragenstellen betrifft: Das hieße z.B., dass der Diakoniaausschuss nicht einfach aktiv wird für andere,

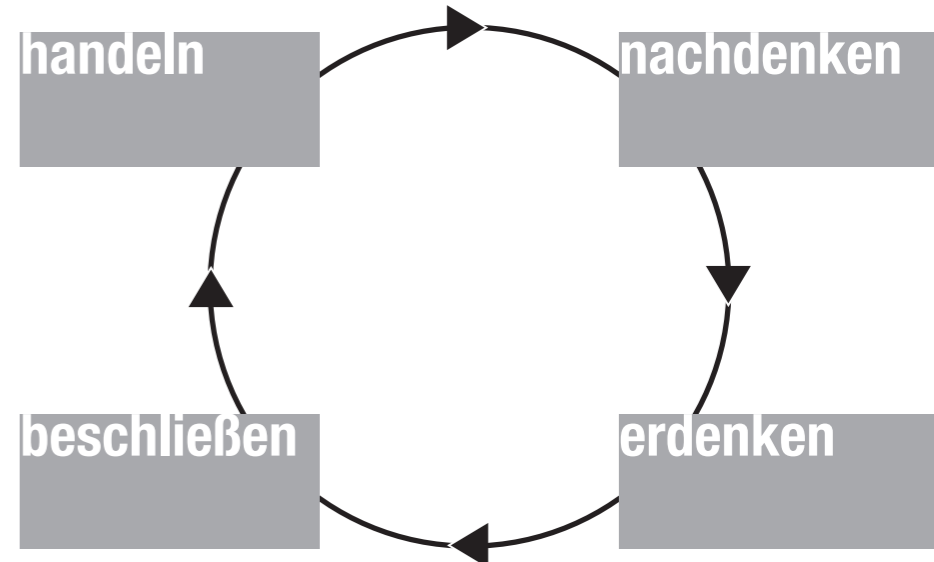
sondern in erster Linie Menschen befragt und auf diese Weise, durch das Zuhören, versucht, mit deren Augen zu sehen. So kommen die Menschen zu ihrem Recht. Und dadurch rückt die Begegnung in den Mittelpunkt. Damit wird eine Basis geschaffen für Bundesgenossenschaft. Aber Fragen stellen statt fertige Antworten geben halte ich auch in anderen Zusammenhängen für richtig. Ich würde z.B. bei einem Treffen von Eltern, deren Kinder am Konfirmationsunterricht teilnehmen, nicht ein fertiges Konzept präsentieren, sondern eine Frage stellen, z.B. „Was möchten Sie den Kindern gerne mitgeben?“

Zum Geschichtenerzählen: Auf diese Art und Weise kehren wir zurück zu den ursprünglichen Quellen. Denn darin ging es nicht um Dogmen, sondern um Heilstatsachen und Geschichten darüber. Geschichten haben eine zweifache Funktion. Sie drängen niemandem eine Wahrheit auf, Menschen bleiben frei und so wird ihr Subjekt-Sein berücksichtigt; andererseits thematisieren sie Kernfragen. Deswegen passen sie zu einer lernenden Gemeinde. Nicht nur in der Seelsorge und der Erwachsenenbildung, auch in Liturgie und Predigt. Kurz gesagt: Geschichten formulieren „den Kern“ in der Zeit und somit im Leben und nehmen den Menschen als Subjekt ernst. Das muss auch Konsequenzen haben für die Predigt: „Eine Predigt ist keine Rede über den Text eines Dramas, sondern umgekehrt die Darstellung des Dramas im Text“.⁵ Warum ist das so wichtig?

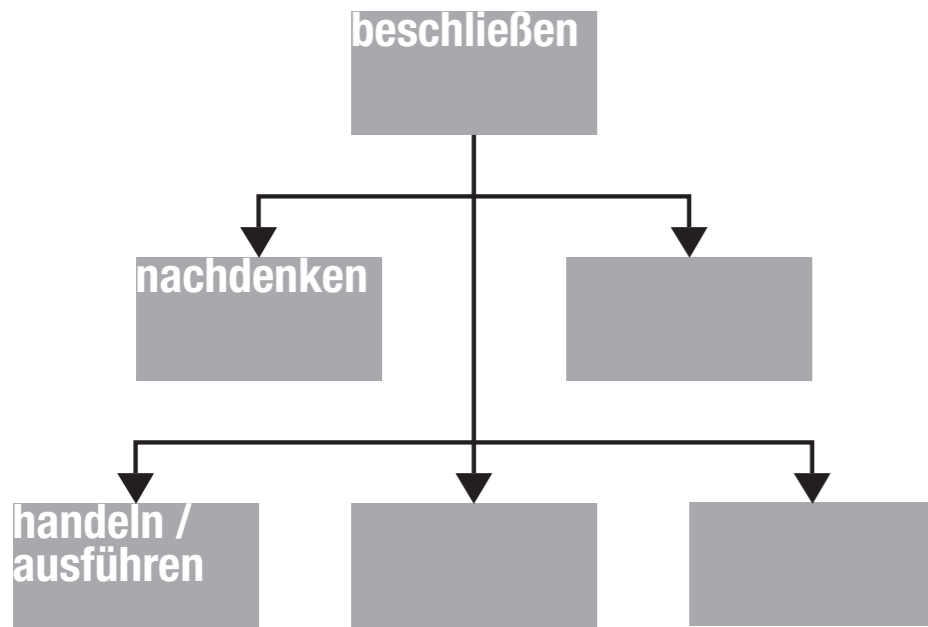
Weil auf diese Weise der Zuhörer in die Mitte der im Text vorkommenden Menschen gestellt wird. Die Hörerin erlebt, wie sie von einer Zuhörer zur Teilnehmerin wird. Das ist einladend, das ist gastfreundlich. In diesem Sinne beschreibt auch Henning Luther: „Predigt wäre (...) nicht als Textauslegung zu begreifen, sondern als die Inszenierung eines Textes, als der Versuch, den Text in die Szenen unserer Situation, unserer Gegenwart zu versetzen, damit er da neu wirken und leben kann.“⁶ Das ist Kirche als Drama.

Struktur

„Die Sache“ und „den Menschen“ gleichermaßen ernst zu nehmen, führt auch zu einer besonderen Struktur. Das erweist sich zunächst im Entstehen einer neuen Art von Gruppen. Ich bezeichne sie als ganzheitliche und ekklesiale Gruppen. Die Gruppen werden „ganzheitlich“ genannt, weil sie selbst die Verantwortung für alle Schritte tragen, die in Veränderungs- und Steuerungsprozessen vorkommen: Sie *handeln* aktiv, sie *denken nach* über ihr Handeln, sie *erdenken* neue



Schritte eines Veränderungsprozesses bei lernenden Gemeinden



Schritte eines Veränderungsprozesses bei lehrenden Gemeinden

Möglichkeiten und *beschließen*, welche davon sie in Zukunft in ihrem Handeln umsetzen wollen. In einer hierarchischen Struktur sind diese Schritte auf verschiedene Ebenen, also auf verschiedene Personengruppen, verteilt. Das folgende Schema macht die Gegensätze deutlich.

Sie sind ekklesiale (kirchenförmige) Gruppen, weil ihre Aufgabe sich nicht beschränkt auf einen Aspekt vom Kern des Gemeinde-Seins, sondern weil sie auf den ganzen Kern, die ganze „Sache“ bezogen sind. Ein Beispiel dafür ist eine Gruppe für Hausbesuche in Amsterdam. Sie kommt 14-tägig zusammen, abends um 18 Uhr. Das ist möglich, weil die Gruppe aus Studenten besteht. Sie fangen an mit einer gemeinsamen Mahlzeit, die auch einen liturgischen Moment beinhaltet. Danach werden die Adressen verteilt. Dann machen sie ihre Besuche und kommen um 22 Uhr zurück. Dann ist auch der Pfarrer da. Sie tauschen ihre Erfahrungen aus und helfen und ermutigen sich gegenseitig. Der Pfarrer, die Pfarrerin ist hier nötig und an der richtigen Stelle als pastor pastorum. Das sollte der Schwerpunkt ihrer/seiner Arbeit sein.

Leitung

Dieses Beispiel zeigt schon, dass Leitung gleichermaßen „die Sache“ und

die Sorge für „den Menschen“ im Blick haben muss. Jedes Kirchenmodell impliziert ein ihm zugehöriges Pfarrmodell. Die „lehrende Kirche“ sieht den Pfarrer primär als Verkündiger, der mit seiner Predigt, mit Hausbesuch und Katechese der Gemeinde den Weg weist. Der Akzent liegt auf „der Sache“. In der „Gemeinde von unten“ ist der Pfarrer in erster Linie Manager und Pädagoge, Prozessbegleiter in der Gemeinde als ganzer, Berater in der Seelsorge. Hier liegt der Akzent bei „dem Menschen“. In der prophetischen Gemeinde ist der Pfarrer der charismatische Inspirator der Avantgarde. Hier dominiert wieder „die Sache“. In der gastfreundlichen Gemeinde kann die Rolle der Pfarrerin am besten beschrieben werden als Übersetzerin, Hebamme, Lehrerin, zumindest wenn wir letzteren Begriff freihalten von jeglichem autoritären Beigeschmack im Sinne von „belehren“. Die Pfarrerin hier verbindet beide Funktionen von Leitung. Das ist Leitung als pastoraler Dienst. Die Rolle kann konkreter beschrieben werden, wenn wir auf drei Dimensionen achten, nämlich

- ◆ ihren Auftrag
- ◆ ihre Gestalt
- ◆ ihren Stil.

Der *Auftrag* ist, der Gemeinde zum Wachstum zu verhelfen, zum Wachsen

im Hinblick auf sich selbst, zu Gott, die Gemeinde und die Gesellschaft. Eigentlicher Auftrag ist demnach, immer wieder die Aufmerksamkeit auf „die Sache“ zu lenken. Der Auftrag erfüllt sich in *Gestalt des Dienstes*; das bedeutet, dass sie die Möglichkeiten der Menschen erweitert. Ihr angemessener *Stil* ist die gemeinsame Beratung.

Ein anschauliches Beispiel findet sich im Wirken von Pfarrerin Menken-Bekius. Sie begegnet in einem Reha-Zentrum einer Frau namens Marga. Diese bittet sie um Hilfe beim Anstecken einer Kerze am kommenden Dienstag in der Kapelle. Dann ist es genau ein Jahr her, dass... Marga bittet um Hilfe, weil das Anstecken von Kerzen den Patienten in diesem Zentrum nur im Beisein von Personal erlaubt ist. So ergibt sich das folgende Gespräch:

Pfarrerin: Was für eine Kerze möchtest Du anstecken?

Marga: Eine normale Kerze.

Pfarrerin: Möchtest Du sie mit einem Streichholz anzünden oder an der Osterkerze?

Das ist ein Beispiel für pastoralen Dienst. Sie bringt „die Sache“ ins Gespräch (das ist ihr Auftrag, der auf den „Kern“ gerichtet ist); sie erweitert durch ihre Frage die Handlungsalternativen (das gehört zur Gestalt, dem Dienst) und sie ist auf die Bitte der Gesprächspartnerin hin bereit, mit ihr die passende Form zu finden, aber sie drängt sich nicht auf (Stil: gemeinsames Überlegen).

Es gibt über die gastfreundliche Gemeinde noch viel mehr zu sagen, doch das Gesagte soll genügen, um anzudeuten, dass sie gekennzeichnet ist durch eine eigene Identitätskonzeption, ein bestimmtes Klima und eine bestimmte Struktur sowie eine eigene Form von Leitung.

Wie können wir damit jetzt weiterarbeiten? Diese Frage bezieht sich auf die Methode und damit ist nun der dritte Punkt der konkreten Utopie an der Reihe.

Fünf Wege. Drei Sackgassen, zwei Wege

In der Gemeindeaufbau-Theorie werden 5 Wege bzw. Methoden unterschieden:

- ◆ der Weg der Experten (die organisierte Reise)
- ◆ der non-direktive Weg der Harmonie
- ◆ der Weg des Konflikts
- ◆ der Weg des gemeinsamen Lernens
- ◆ der Weg des radikalen Vorbilds.

Welche Wege sind gangbar? Die Wege, deren Grundwerte zusammenpassen mit dem Modell, das wir uns angeschaut haben. Wenn wir davon ausgehend denken, kommen die ersten drei nicht in Frage, denn sie vernachlässigen entweder den Menschen oder die Sache.

Der Weg des gemeinsamen Lernens, die gemeinsame Wanderung

Dieser Weg ist nicht die organisierte Reise der behelenden oder der prophetischen Gemeinde. Es ist auch nicht der non-direktive Weg der „Gemeinde von unten“. Sondern eine gemeinsame Pilgerreise. Was dabei herauskommt, ist ungewiss, das Ziel vorläufig. Die Dynamik beruht auf Vertrauen. Es gibt ein globales Ziel: sich selbst finden und wachsen im Hinblick auf Gott, aufeinander zu und zur Welt hin. Im Hinblick darauf kommen Menschen zusammen in seinem Namen. Jeder, der möchte, ist eingeladen, mitzukommen. Beschlüsse werden als Konsensbeschlüsse gefasst. Jeder wird angehört. So kommt man weiter – in der Regel. Es kann auch geschehen, dass die Wege sich trennen. Das ist auch gut, solange die verschiedenen Gruppen in einem konziliaren Verbund miteinander verbunden bleiben. Während der gesamten Reise steht der Schatz der Tradition zur Verfügung wie eine Quelle, aus der geschöpft werden kann und soll, besonders in Augenblicken, in denen eine Entscheidung ansteht. Das Gespräch über die Tradition geschieht also nicht vor dem Beginn der Reise, sondern findet während der Reise immer wieder statt. Bei jeder Aufgabe wird Anschluss gesucht an die Tradition. Die richtige Frage ist dann nicht nach dem „Wie?“, sondern

es sind die Fragen „Warum“ und „Wozu?“. So wird diese Gemeinde zu einem dauernd lernenden System. Dieser Weg ist, wenn es gut geht, schon selbst eine spirituelle Reise. Dabei steht der Herr nicht, vielleicht, wer weiß es, am Ende der Reise, sondern er ist derjenige, mit dem man schon während der Reise rechnet, auf den man hofft. Dessen Anwesenheit gefeiert wird. Das geschieht in Form von Ritualen (z.B. dem Feiern des Heiligen Abendmahls – großzügig gesprochen: einer Mahlzeit für die ganze Welt) und durch das Gebet. Ich übernehme hier gern die Formulierung von Den Dulk zum Aufbruch des Volkes Israel vom Sinai (Num 10): „Wir können nicht aufbrechen, wenn du nicht mit uns mitziehst, und wir können uns nicht niederlassen, wenn du nicht kommst, um mit uns hier zu leben“⁷

So können Menschen unterwegs Gemeinschaft erfahren, wachsen im Dienst an der Gesellschaft und in all dem Gott auf die Spur kommen. Die gemeinsame Reise wird dadurch nicht allein ein Weg zu einem Ziel, sondern sie ist das Ziel. „The medium is the message“. Darin liegt ihre Identität. Die Außenstehenden damals haben das erkannt. Auf diesem Hintergrund bekamen die ersten Christen den Beinamen „Menschen auf dem Weg“.

Image und Identität spiegeln sich in der jeweils favorisierten biblischen Geschichte. Jedes Kirchenmodell hat seine eigene Lieblingsgeschichte. Bei der traditionellen Kirche ist das die Geschichte vom guten Hirten; für die „Gemeinde von unten“ die Geschichte als Leib Christi; für die prophetische Kirche die Exodus-Geschichte, die Bergpredigt und die prophetischen Texte. Für die offene, gastfreundliche Gemeinde ist es die Geschichte von den Menschen auf dem Weg nach Emmaus. „Und siehe, zwei von ihnen wanderten an eben diesem Tag in ein Dorf (...) mit Namen Emmaus“. Dann gesellt sich ihnen ein Fremder zu, der sie fragt: „Was sind das für Worte, die ihr miteinander wechselt, während ihr dahingeht?“ Das ist in ihren Augen eine so naive Frage, dass sie perplex sind. „Und sie blieben traurigen Blickes stehen“. Ja, worüber sollten sie denn reden? Der Fremde bekommt eine knappe Antwort: „Bist du der ein-

zige, der in Jerusalem war, der nicht erfahren hat, was dort geschehen ist in diesen Tagen?“ Aber er schlägt nicht zurück und fängt auch nicht an, seine eigene Geschichte zu erzählen, was naheliegender gewesen wäre, sondern er lädt sie in königlichem Erbarmen ein, ihre Geschichte zu erzählen, und er braucht dazu nur zwei Worte: „Was denn?“ Da brechen die Deiche und sie können gar nicht aufhören zu sprechen. Über das, was mit Jesus geschehen ist. Über ihre Scham über die Hohepriester und Führer. Über ihre tiefe Enttäuschung. „Wir aber hatten gehofft, dass er derjenige sei, der Israel erlösen sollte“. Über ihre Hoffnung, die weitgehend zerstört ist, aber doch noch ein bisschen am Glimmen bleibt: „Aber auch einige Frauen von uns haben uns in Aufregung versetzt ...“. Erst nachdem sie alles gesagt haben, fängt er an zu reden. Und dann fängt das glimmende Hölzchen neu Feuer. „Brannte nicht unser Herz in uns?“

Der Weg der lernenden Gemeinde ist eine gemeinsame Pilgerreise

Am Ort angekommen, will der Fremde weitergehen. Er drängt sich nicht auf, sondern lässt ihnen ihre Freiheit. Davon kann keine Rede sein.

Aber dann, beim Brechen des Brotes erkennen sie ihn wieder. „Und er entschwand ihnen“. Und jetzt heißt es wieder so prachtvoll: sie jammern nicht und sie klagen nicht: „Jetzt war er nur kurz hier und ist schon wieder verschwunden.“ Sie vermissen ihn nicht. Sie haben die Grundschule des Glaubens verlassen. Sie stehen auf und machen sich erneut auf den Weg „zu der Stunde“. In Jerusalem angekommen, erzählen sie einander Geschichten. Sie werden mit einer Geschichte begrüßt: „Wahrhaftig, der Herr ist aufgeweckt worden und Simon erschienen.“ Und sie erzählen, was unterwegs geschehen war.

Dazu noch eine kleine Illustration. Nicht um Sie zu überzeugen, sondern um diesen Weg mit einer Geschichte aus der Praxis kurz zu illustrieren:

In der Gemeinde E. wird geklagt über „die (mangelnde) Gemeinschaft“. Wie

kann das Problem angegangen werden? Wenn wir eine organisierte Reise machen wollten, dann so: Der Kirchenvorstand ruft eine Projektgruppe ins Leben. Diese bekommt den Auftrag, einen Lösungsvorschlag zu entwickeln. Die Projektgruppe arbeitet und schlägt dem Kirchenvorstand ein Konzept vor. Wenn der einverstanden ist, folgt ein Gemeindeabend, bei dem der Vorschlag veröffentlicht und erläutert wird. Dann versucht man, das Konzept umzusetzen.

Aber es geht auch anders: mit einer gemeinsamen Reise. Eine Arbeitsgruppe wird gebildet. Diese erhält den Auftrag, das Problem in der Gemeinde zu thematisieren. Auch sie lädt dazu zu einem Gemeindeabend ein. Die Arbeitsgruppe formuliert aber keine Antworten, sondern versucht, deutliche Fragen zu stellen: Teilen Sie einander mit, wann Sie die Gemeinschaft vermisst haben? Und wann haben Sie Gemeinschaft erlebt?

Dabei werden Regeln und Normen für das Miteinander-Umgehen formuliert, die unterstreichen, dass Menschen als Subjekte gesehen werden. Die Gesprächsleitung hat den Charakter eines pastoralen Dienstes; Aufmerksamkeit für die Sache, Aufmerksamkeit für den Menschen. Eine hörende Haltung, die auch für Kritik an der Gemeindeleitung offen ist. In diesem Umfeld können Menschen ihre Geschichten loswerden: „Als ich nach 40 Jahren in den Ruhestand ging; als im Gemeindeblatt stand, dass mein Sohn aus der Kirche ausgetreten war ...; als ich arbeitslos wurde ...; als bekannt wurde, dass ich Mitglied der Friedensgruppe bin.“ Sie sind zu Gast bei einander, Gemeinde als Gasthaus. Dieser Abend ermöglichte ein Aufatmen. Bei der Schlussauswertung waren Äußerungen zu hören wie „jetzt wissen wir, was Versöhnung ist ...“. „Hier habe ich Gemeinschaft erlebt.“ Der Abend schloss mit einer kurzen, sich gleichsam aus dem Treffen ergebenden liturgischen Feier. Das ist ein Beispiel für eine gemeinsame Reise an einem Abend. Gewiss, damit ist der Umbau zu einem Gasthaus noch lange nicht vollendet. Aber ein erster Schritt ist getan.

Der Weg des radikalen Vorbilds

Der Weg des gemeinsamen Lernens braucht langen Atem. Manche halten dieses Tempo nicht durch. Die Reise geht ihnen nicht schnell genug und sie ist nicht radikal genug. Darum gehen sie aus ihrer Gemeinde weg. Nicht aus der Gemeinschaft der Heiligen, im Gegenteil! Sie lassen Getue hinter sich und bilden eine Gemeinschaft, die dem Bild von der Gemeinde als Herberge radikal entspricht. Wer dazu gehören will, muss den hohen Erwartungen entsprechen. Das gehört zu ihrer Radikalität. Diese Gruppen gehen einen neuen Weg oder besser gesagt: sie entdecken wieder einen alten Weg, den Weg des radikalen Vorbilds. Ihr Ziel ist es nicht, der traditionellen Gemeinde ihre Sicht aufzudrängen, wie es bei vielen Aktionsgruppen der Fall ist, sondern selbst im kleinen Kreis dem Kern des Gemeinde-Seins radikal Gestalt zu geben. Sie protestieren nicht in erster Linie gegen die Missstände in Kirche und Welt, sondern sie demonstrieren Kirche und Welt, was möglich ist. Sie sind so etwas wie Laboratorien für Kirche und Gesellschaft. Wir brauchen hier nicht nur an die alten Orden zu denken, sondern genau so an allerlei moderne radikale Bewegungen. Ein gutes Beispiel dafür ist die Kommunität Sant'Égideo in Rom. Diese aktualisiert in ihrem Kontext die Tradition mit einem Identitätskonzept, das sich in drei Worten zusammenfassen lässt: Gebet – Freundschaft – Dienst an den Allerärmsten und dieser Hintergrund bestimmt die Form der Gemeinschaft. Henri Nouwen spricht auf dem Hintergrund der Arche-Gemeinschaft von drei Disziplinen: dem Gebet; dem Bilden einer Gemeinschaft, dem Sorgen für andere.⁸ Auf eine schöne Weise sehen wir die Tradition aktualisiert bei der „Cornerstone Community“ in Belfast. Es handelt sich hier um eine Gemeinschaft von Katholiken und Protestanten, die auf der „peaceline“, der scharf gesicherten Grenze zwischen protestantischen und katholischen Wohngebieten wohnen. Es ist eine Lebensgemeinschaft und zugleich eine „betende Gemeinschaft“ und eine „dienende Gemeinschaft“. Ihr Dienst ist gerichtet auf Versöhnung und geschieht in erster Linie dadurch, dass gezeigt wird, dass Protestanten und Katholiken „belong to one another in

the family of God“ (in Gottes Familie zusammengehören). Ihr Selbstverständnis ist nicht die Anpassung des „Kerns“ an die heutige Kultur, sondern eine angemessene Aktualisierung des Kerns. Das ist Kirche als Drama.

Ihr Selbstverständnis ist kein Spiegel, der einfach nur widerspiegelt, was in der Gesellschaft passiert, sondern ein Fenster, das Ausblick auf ein neues Panorama bietet. Sie sind Beispiel einer Gegenkultur. Sie tun einen Dienst an Kirche und Gesellschaft.

Das Paar der Zukunft: die gastfreundliche Gemeinde und die ordensähnliche Gruppe

Die genannten fünf Wege oder Methoden passen zu den fünf Kirchentypen. Die hierarchische Gemeinde geht den Weg der Experten mit. Die „Gemeinde von unten“ wählt den Weg der Harmonie. Der Weg des Konflikts und der Konfrontation passt zur Basisgemeinde. Der Weg des gemeinsamen Lernens ist die Route der gastfreundlichen Gemeinde. Der Weg des radikalen Beispiels ist der Weg des Ordens.

So kann dann auch der Schluss gezogen werden, dass die gastfreundliche Gemeinde und die ordensähnliche Gruppe das Paar der Zukunft sind. Es ist möglicherweise ein wenig spekulativ, aber ich muss dabei an das Buch von Gerd Theissen „Soziologie der Jesusbewegung“ denken. Darin sagt er, dass die Jesusbewegung am Anfang aus zwei einander ergänzenden Gruppen bestand: die radikalen Wandercharismatiker und die lokalen Gemeinden. Diese letzteren waren weniger radikal, aber sie ermöglichten den radikalen Gruppen ihre Existenz.⁹ Es scheint, dass wir auf die selbe Weise das dritte Millennium beginnen. In der Hoffnung auf Segen.

Jan Hendriks



Anmerkungen:

¹ Karl Rahner: Schriften zur Theologie VII, Einsiedeln 1966, 22

² Paul M. Zulehner: Pastoraltheologie. Band 2 Gemeindepastoral, Düsseldorf 1989

³ Jan Hendriks: Gemeinde von morgen gestalten. Modell und Methode des Gemeindeaufbaus, Gütersloh 1996

⁴ Henri Nouwen: Vieren van elkaar. In gesprek met Henri Nouwen, Amsterdam 1996, 274

⁵ J. J. van Nijen: Bediening van de doop, in: Postille 1993–1994, Zoetermeer 1993, 189–191

⁶ Henning Luther: Frech achtet die Liebe das Kleine – Biblische Texte in Szene setzen, Stuttgart 1991, 97

⁷ M. Den Dulk: Tocht door de Tora, Zoetermeer 1995, 36

⁸ Henri Nouwen: a.a.O.

⁹ Gerd Theissen: „Soziologie der Jesusbewegung, München 1977

Eine ausführliche Darstellung der hier skizzierten Gedanken findet sich in dem Buch „Gemeinde als Herberge“ von Jan Hendriks. Es erscheint im Frühjahr 2001 im Gütersloher Verlagshaus (ca. 240 Seiten, Preis ca. 39,80).

Gastfreundschaft und Mitgliederorientierung

Zwei Paar Schuhe oder Stiefel und Socke?

Die Kirche entdeckt die Mitgliederorientierung

„Und wenn doch mal was passiert, die holen mich sofort zurück. Mit'm Ambulanzzet – ich bin nämlich ADAC-Plus-Mitglied“

Mitglieder erwarten was für ihr Geld. In der Kirche war die Blickrichtung allerdings bisher eher anders: Da erwartet man vor allem was vom Mitglied. Wer in der Kirchenordnung der Evangelischen Kirche von Westfalen nachschaut, wie es mit Anforderungen und Leistungen an die Mitglieder bestellt ist, staunt nicht schlecht. Fünf Sätze beschreiben, was Mitglieder tun sollen – ein einziger spricht von dem, worauf sie Anrecht haben. Das wurde 1954 so formuliert. Bei vielen, die heute Mitglied der Kirche sind und ihre Leistungen bewusst oder unbewusst mit denen anderer Anbieter vergleichen, regt sich Unzufriedenheit. Der Branchenvergleich „Kundenmonitor Deutschland 2000“ befragte repräsentativ die Nutzer von 51 verschiedenen Dienstleistungsbereichen „Wie zufrieden sind sie mit den Leistungen des Anbieters insgesamt?“. Kirchen und Religionsgemeinschaften (und ein großer Teil der Befragten gehörte der Evangelischen Kirche an) landeten auf dem fünftletzten Platz (www.servicebarometer.de/kundenmonitor). Irgendwas machen Optiker, Friseure oder Apotheken, die die ersten Plätze belegen, anders. Kein Wunder, dass nicht wenige Mitglieder der Kirche den Rücken kehren und austreten.

Das soll anders werden. Die Reformvorlage „Kirche mit Zukunft“ der Evangelischen Kirche von Westfalen

setzt ein ehrgeiziges, aber auch motivierendes Ziel „Wir wollen wachsen gegen den Trend.“ Wer den Mut hat, solche Sätze zu sagen, kann auf Wirkung hoffen.

Der erste Schritt auf diesem Weg ist eine bewusster und aktivere Mitgliederorientierung. Sie rückt eine neue Frage in den Mittelpunkt: „Was erwarten die Mitglieder eigentlich von uns?“ Welche Erfahrungen führen dazu, dass Mitgliedschaft in der Kirche positiv erlebt wird und Menschen zunehmend überzeugt sind: „Ich gehöre gern dazu“? Jedenfalls auch guter Service, aktive Kontaktaufnahme und Wertschätzung für die jeweils eigene Art, Mitgliedschaft zu gestalten.

Lange sah man – in einer passiven oder gekränkten Haltung – den Mitgliederverlust vor allem als Folge gesellschaftlicher (Fehl-)Entwicklungen.

Mit der „strategischen“ Entscheidung zu mehr Mitgliederorientierung werden Problem, Ziel und Handeln aktiv verknüpft. Eine stärkere Mitgliederorientierung leistet mehrere wichtige Dienste:

◆ Mehr Menschen bleiben der Kirche als Mitglieder treu. Das kommt der Kirche zugute, weil ihre Arbeit dadurch finanziell getragen wird – aber es kommt auch den Mitgliedern zugute, die so in der Nähe des Evangeliums bleiben.

◆ Gerade die distanzierten Mitglieder erleben Wertschätzung und Resonanz auf ihren Beitrag, den sie zum Leben der Gemeinde leisten – statt der Frustration, zwar als Zahler willkommen zu sein, aber ansonsten nicht wahrgenommen zu werden.

◆ Mehr Menschen erleben die Gemeinde als einen Ort, an dem sie mit ihren Interessen und Bedürfnissen willkommen sind – und finden zu intensiveren Formen der Beteiligung.

◆ Mehr Mitglieder machen positive Erfahrungen mit ihrer Kirche und geben sie weiter. Nach einer Daumenregel des Marketings berichten drei Personen anderen ihre positiven Erfahrungen (während negative Erfahrungen in der Regel neun bis zehn Bekannten mitgeteilt werden). Dieser Imagegewinn ist eine gute Basis, weitere Kreise von Menschen anzusprechen.

Mitgliederorientierung ist eine Zielbestimmung. *Zu welchem Zweck* sie dient, ist klar zu beschreiben. Dabei bleibt die Frage offen, *aus welchem Grund* sie geschehen soll. Das macht den Unmut aus, den manche gegenüber dieser Zielsetzung empfinden: Mitgliederorientierung erscheint vielen als perfektes Service-Programm, als zusätzlicher Anspruch – aber ohne klare Verbindung zum Kern dessen, was Gemeinde ausmacht.

Mitgliederorientierung als Zielbestimmung braucht ein Leitbild, von dem her sie sich begründet – so wird sie als Ausdruck der eigenen Identität erlebt. Von einem Leitbild her lässt sich ein Maßstab gewinnen, welche der vielen möglichen Initiativen zu mehr Mitgliederorientierung in einer Gemeinde oder einem Funktionsbereich umgesetzt werden sollen. Ist ein solches Leitbild in Sicht?

Erlebte Gastfreundschaft – ein Beispiel

Schon von außen macht das Lokal neugierig. Über die auberginefarbene Fassade ranken sich farbige Linien in flammendem Orange und Rot. Vorbei an witzigen Skulpturen aus Gabeln und Löffeln führt der Weg in den Gastraum. Wir nehmen Platz an einem Holztisch, der mit Packpapier bespannt ist. Buntstifte stehen in einem Tontopf auf dem Tisch und unsere kleine Tochter beginnt schnell, die Tischdecke zu verzieren.

Die Speisekarte erklärt auf ihrer ersten Seite die Philosophie des Hauses: Frische und hochwertige Zutaten sowie gekonnte Zubereitung sollen eine oder zwei Stunden schenken, die ganz vom Genuss eines guten Essens bestimmt sind. Die Preise sind höher als beim Italiener an der Ecke – aber das Essen löst die geweckten Erwartungen ein. Wir genießen tatsächlich die zwei Stunden – auch, weil wir uns hier mit einem bewegungsfreudigen Kind genauso willkommen fühlen, wie das Paar nebenan, unter dessen Tisch ein mächtiger Labrador schnauft und der Mann in der Ecke, der lesend sein Essen erwartet. Schließlich zahlen wir und brechen auf. Es war schön, hier zu Gast zu sein.

Einige Zeit später bin ich wieder im Lokal – diesmal mit einem Fortbildungskurs für Pfarrerrinnen und Pfarrer. Wir haben uns mit der Chefin verabredet, weil wir von ihr als professioneller Gastgeberin etwas zum Thema Gastfreundschaft erfahren wollen. Der Gesellschaftsraum ist dekoriert, die Kerzen in den Leuchtern angesteckt. Die Dame des Hauses hat Zeit für uns, obwohl das Lokal voll ist. Wir wollen wissen, was hinter dem gastlichen Stil ihres Hauses steckt. „Meine Ideen und der Wunsch, mich darin selbst zu verwirklichen.“ Das prägt die Gestaltung von Haus und Speisen. Ganz neue Ideen sind so entstanden: Die Verbindung von Essen und Kabarett, die Farben und Dekorationen und die Buntstifte auf den Tischen „aber da juckt es mich schon wieder, etwas Neues auszuprobieren“. Wir spüren die Lust, die dahinter steckt – und die Echtheit. Sie setzt sich mit ihrem Stil den Gästen aus, erlebt viel Zustimmung „aber natürlich gibt’s auch die, die den Kopf schütteln und kein zweites Mal herkommen“. Die angestammten Gruppen von der Kegelbahn, die sich seit der Zeit treffen, als dies noch eine ganz bodenständige Kneipe war, sind nicht alle von der neuen Küche begeistert. Wir hören von der Botschaft, die sie vermitteln will: „Essen ist mehr als Nahrungsaufnahme. Ein Fest der Sinne, ein vielfältiger Genuss, bei dem die einzelnen Zutaten sich harmonisch ergänzen.“ Ja, ein bisschen steckt darin auch der Wunsch nach Erziehung zum Besseren – sie will etwas für ihre Gäste: „Pommes werden sie bei mir vergeblich verlangen.“

Dann kommt natürlich die Frage nach dem Geld. Geht das überhaupt? Gastfreundschaft gegen Bezahlung? Wir hören vom Tagesablauf der Chefin, der morgens mit dem Einkaufen beginnt und oft bis tief in die Nacht geht. „Nein, wenn ich’s des Geldes wegen machen würde, wäre ich hier schnell am Ende. Natürlich muss es sich lohnen. Aber meine Motivation kommt aus anderen Quellen.“

Angeregt kehren wir von dem Besuch zurück, wir hatten ein Gespräch über Gastfreundschaft erwartet – und eine Mission und ihre überzeugende Umsetzung erlebt.

An den Besuchen im Lokal lassen sich wesentliche Aspekte von Gastfreundschaft aufzeigen.

Es ist Offenheit da, ein spürbares Bemühen, das Eintreten zu erleichtern und das Da-Sein zu entspannen. Statt Krawattenzwang oder dem Gefühl, ständig gegen unbekannte Regeln zu verstoßen, gibt es deutliche Signale, auf die eigene Art willkommen zu sein.

Der gastliche Ort hat Stil, eine Kultur, die vom Geist des Hauses geprägt ist. Die Gastgebenden sprechen von ihren Überzeugungen und machen ihre Werte deutlich. Nur so kann der Gast sich dazu verhalten und diese Kultur als anregend und heimatgebend erleben.

Es ist Interesse da, eine Zuwendung zum Gast – und Zeit zum Reden, bis Gast und Gastgeber erkennen, was sie einander geben können.

Es gibt Essen und Trinken, Elemente, ohne die Gastfreundschaft kaum zu denken ist, und eine liebevolle Gestaltung des Raumes.

Es ist ein Gespür für das Vorhandene, was die Gäste brauchen, etwas, das dieser Gastgeber, diese Gastgeberin geben kann und was es so nicht überall gibt.

Es darf Geld im Spiel sein. Auch auf der Basis eines Austausches von Leistung gegen Bezahlung kann sich Gastfreundschaft entfalten – aber sie geht in jedem Fall darüber hinaus.

Viele dieser Aspekte sind für das Leben der Gemeinde wichtig. Eine angemessene Verknüpfung von Offenheit und Profil, ein Umgang mit Geld und Menschlichkeit, der nicht eins gegen das andere ausspielt, und eine Kultur der Begegnung, in der Freiheit und Tiefe gleichermaßen gegeben sind. Vom Begriff der Gastfreundschaft her lassen sich diese Pole auf einander beziehen und gestalten. Er stellt ein Leitbild für die Gemeinde dar, indem er Identität ausdrückt und zugleich eine Bewegungsrichtung angibt.

Gastfreundschaft, ein Herzstück der Bibel

Schilderungen von Gastfreundschaft durchziehen die Bibel wie ein roter Faden. Bemerkenswert ist, wie oft dabei die Rollen von Gast und Gastgeber, von dem, der nimmt und dem der gibt, wechseln. Der Prophet Elia, der sich von der Witwe in Sarepta verköstigen lässt, bewahrt bald sie und ihren Sohn vor dem Hungertod. Jesus Christus mit seiner Vorliebe für Selbsteinladungen bei Fremden, lässt verwandelte, heilsam berührte Gastgeberinnen und Gastgeber zurück und der Hebräerbrief erinnert die Menschen in den frühen Gemeinden an die vielleicht unmerkelt geschehenen Wunder, die ihnen beim Gewähren von Gastfreundschaft widerfahren sind: „Gastfrei zu sein vergisst nicht, denn dadurch haben einige ohne ihr Wissen Engel beherbergt“ (Hebr. 13,2). Wo Gastfreundschaft geübt wird, ist Gott nah und legt zu den Geschenken, die Menschen einander machen können, seinen Segen. Einander Gastgeber zu sein und darin Segen zu empfangen, ist für die christliche Gemeinde Auftrag und Verheißung zugleich.

Hinter dem Erleben von Gottesnähe in der Gastfreundschaft scheint noch eine tiefere Dimension auf, die glaubende Menschen verspüren. Gast zu sein ist ein Bild für die eigene Existenz, die das Leben als Geschenk Gottes begreift. So betet David, als er seinen Beitrag zum Bau des Tempels in Jerusalem bringt: „Nun unser Gott, wir danken dir und rühmen deinen herrlichen Namen. Denn was bin ich? Was ist mein Volk, dass wir freiwillig so viel zu geben vermochten? Von dir ist alles gekommen und von deiner Hand haben wir dir’s gegeben. Denn wir sind Fremdlinge und Gäste vor dir, wie unsere Väter alle“ (1. Chronik 29, 13–15a). Wer sich als Gast vor Gott versteht, lernt Großzügigkeit im Teilen mit anderen und Dankbarkeit für die geschenkten Möglichkeiten. Und lässt sich die Gastfreundschaft gefallen, die Gott selbst auszeichnet, vom „Schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist“ bis zur Hoffnung, am Ende selbst an Gottes festlich gedeckter Tafel Platz zu nehmen.

Der kleine Streifzug durch biblische Gast-Erfahrungen zeigt, dass der Begriff der Gastfreundschaft eine besondere Qualität besitzt. Er ist gleichnisfähig für das Handeln Gottes, der uns in seine Gastfreundschaft einschließt. So beschreibt er einen wesentlichen Zug der christlichen Gemeinde: Sie ist eine Gemeinschaft von Gottesgästen und von ihm gesegnet, wo sie gastfreundlich lebt. Gastfreundschaft ist ein Weg, vom Kern des Glaubens her Beziehungen nach innen und außen zu knüpfen.

Gastfreundschaft und Mitgliederorientierung

Gewinnt Mitgliederorientierung von der Gastfreundschaft der Gemeinde her eine tiefere Begründung? Ich denke ja.

Mitgliederorientierung ist Ausdruck der Gastfreundschaft, die einer Gemeinde von Christus her eröffnet wird: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat“ (Römer 15,7). Immer wieder gilt es über das Unver-

Mitgliederorientierung konzentriert sich auf eine Zielgruppe – Gastfreundschaft erweitert das Blickfeld.

ständnis zwischen unterschiedlichen Lebensformen in der Gemeinde hinwegzukommen – im Römerbrief unterschiedliche Essensbräuche, heute unterschiedliche Formen der Mitgliedschaft – und durchzustößen zu deutlichen Zeichen der Verbundenheit, die alle Glieder der Gemeinde erreichen. Neben dem praktischen Nutzen in Sachen Mitglieder-Zufriedenheit wird darin noch ein weiterer sichtbar: „Zu Gottes Lob“ geschieht diese Bewegung. Mitgliederorientierung, die in empfangener und gewährter Gastfreundschaft verwurzelt ist, ehrt Gott, der in Christus selbst den Weg zu seinen fernen „Mitgliedern“ gegangen ist.

An drei Punkten möchte ich deutlich machen, in welchen weiteren Zusammenhang die Mitgliederorientierung vom Leitbild der Gastfreundschaft her gestellt wird:

◆ Mitgliederorientierung konzentriert sich auf eine Zielgruppe – Gastfreundschaft erweitert das Blickfeld.

In einer Situation der Veränderung ist es unklug, alles Mögliche zu tun. Die Konzentration auf den Mitgliederbestand, verknüpft mit klaren Zielen für diesen Personenkreis, ist aus praktischen Gründen sinnvoll – und auch biblisch gut zu begründen. Das glaubende Selbstverständnis der Gemeinde geht aber über diesen Kreis hinaus. Kirche ist stets Kirche für andere, offen für die Not und den Reichtum, die ihr im Nächsten begegnen, gleich ob Mitglied oder nicht.

Gastfreundschaft ist eine Kultur, in der fruchtbare Ideen zur Mitgliederorientierung reifen. Die Wertschätzung für die Menschen, die auf unterschiedliche Weise ihren Beitrag zum Bestand der „Herberge“ leisten, verstärkt diese Ausrichtung auf die Mitglieder – zugleich aber bleibt der Blick dafür offen, dass nur ein „offener Kundenkreis“ dem Wesen der gastfreundlichen Gemeinde entspricht.

◆ Mitgliederorientierung zielt auf Zufriedenheit, Gastfreundschaft schließt Konfliktbereitschaft ein.

Mitgliederorientierung ist von einem harmonischen Grundzug geprägt: Unterschiedlichste Mitgliedschaftsformen sollen integriert und vielfältige Erwartungen erfüllt werden. Gastfreundschaft macht daran keine Abstriche, beinhaltet aber auch ein Bewusstsein für die Konfliktpotentiale, die umso stärker werden, je deutlicher

Mitgliederorientierung zielt auf Zufriedenheit – Gastfreundschaft schließt Konfliktbereitschaft ein.

eine Gemeinde ihr Profil akzentuiert. Zustimmung und Ablehnung – quer durch alle Mitgliedschaftsformen – gehören dazu, erst recht, wenn der Stil neue, fremde Gäste anzieht und alte Formen verändert. Gastfreundschaft sucht nicht den Weg, diese Konflikte durch besondere Zuwendung zum Einzelnen zu entschärfen, sondern achtet auf ein Klima, in dem sie gemeinsam bearbei-

tet werden können, eine Kultur des Zuhörens und Verstehens untereinander. Auch da werden sich Menschen voneinander trennen – aber hoffentlich in gutem Geist.

Gastfreundschaft ist ihrem ursprünglichen Wesen nach Überwindung der Fremdheit. Und Fremdheit weckt – auch ohne dass wir es wollen – zunächst Ablehnung und Feindseligkeit. Die Ungewissheit, ob der, der mir begegnet, es gut mit mir meint, wird durch Gastfreundschaft in einen Rahmen gestellt, in dem einer für das Wohlergehen des anderen verantwortlich ist. Die alten Schutzbestimmungen des Gastrechtes gehören dazu ebenso, wie die Verpflichtung des Gastes, erwiesene Freundschaft nicht zu missbrauchen. In diesem durch Gastfreundschaft eröffneten Raum wird das Gespräch „von Herz zu Herz“ möglich, ein gelassener und zugleich ernsthafter Austausch über das, was unterschiedlichen Menschen wichtig ist. Wie nötig die Weiterentwicklung einer solchen Kultur in unseren Gemeinden ist, zeigt die treffende Bezeichnung der Kirche als „fremde Heimat“, die sie für viele Mitglieder geworden ist. Gastfreundschaft schafft Begegnungen, an denen die Überwindung dieser Fremdheit gelingt und Wertschätzung zum gegenseitigen Erlebnis wird.

◆ Mitgliederorientierung fordert Qualität – Gastfreundschaft bewahrt vor einseitiger Belastung.

Mitgliederorientierung zielt auf geeignete Kommunikationsstrukturen, auf Qualität in den Begegnungen. Darin

Mitgliederorientierung fordert Qualität – Gastfreundschaft bewahrt vor einseitiger Belastung

liegt ein professioneller Zug, der wichtig ist. Aber er beinhaltet die Gefahr, dass Mitgliederorientierung zu einer Sache der Hauptamtlichen wird, die „das dann auch alles noch hinkriegen sollen“. In der Tat bietet die Vorstellung von Mitgliederorientierung als Gemeinde-Ziel ein verwirrendes Bild: Wo die Mehrzahl der Beteiligten selbst Mitglieder sind, bleibt unklar, wer sich denn da auf wen hin orientieren soll.

Gastfreundschaft schließt das Bewusstsein für Qualität in Beziehungen und Leistungen ein – aber als Kultur der ganzen Gemeinde. Ein gastfreundlicher Stil formt sich durch Planung, Entscheidung und Überprüfung des Erreichten. Das ist nicht Sache eines oder einer Einzelnen. Den Stil einer Gemeinde zu entwickeln, ist eine Leitungsaufgabe – und die liegt im Presbyterium auf vielen Schultern. Wo es um die Umsetzung in die Praxis geht, kommen weitere hinzu: Eine gastfreundliche Gemeinde aktiviert gezielt die Gaben derer, die ein „Händchen“ für bestimmte Bereiche haben. Für einen überzeugenden Stil trägt das mehr aus, als die Allzuständigkeit der Hauptamtlichen.

Ein weiteres Grundmerkmal der Gastfreundschaft ist der Rollenwechsel vom Gastgeber zum Gast. Das Bewusstsein für solche Momente des Übergangs schützt davor, Geben und Nehmen einseitig zuzuordnen. Zeit für Begegnungen, die auch die Gastgeber bereichern, ist ein Wesensmerkmal der Gastfreundschaft – und das Recht eines jeden Gastgebers.

Schließlich weiß die gastfreundliche Gemeinde, dass sie selbst zu Gast bei Gott ist. Sich von ihm stärken zu lassen und seine Gegenwart zu feiern, bildet den Kontrapunkt zu allem Engagement, das auf andere ausgerichtet ist. Mitgliederorientierung findet so in der Gastfreundlichkeit der Gemeinde eine fruchtbare Einbindung und Ergänzung – um im Bild zu bleiben: Den Stiefel, mit dem man auf Dauer besser läuft, als allein in Socken.

Hansjörg Federmann



BAUSTEINE

Begrüßung am Ort

Der Umzug an einen anderen Ort bedeutet eine erhebliche Veränderung. Neuzugezogene müssen neue Kontakte aufbauen und sich mit dem Ort vertraut machen, um heimisch zu werden. Es ist mehr als eine nette Geste, wenn die Gemeinde ihren neuen Mitgliedern in dieser Situation Interesse entgegenbringt. Vieles spricht dafür, hier Energien einzusetzen:

- ◆ in einer oft als schwierig empfundenen Übergangszeit erleben die Neuzugezogenen: Die Gemeinde ist für mich da – eine gute Voraussetzung, jetzt oder später den Kontakt zu vertiefen.
- ◆ in größeren Städten gilt es, dem Mitglied mitzuteilen, zu welcher Gemeinde es überhaupt gehört. Das erspart ihm Lauferei, wenn einmal die Dienste der Gemeinde in Anspruch genommen werden sollen – und dieser Kontakt ist vorgeprägt durch ein freundliches Signal, das man bereits bei der Ankunft empfangen hat.
- ◆ das Verhältnis zur Gemeinde wird nachhaltig durch den ersten Eindruck oder Nicht-Eindruck geprägt. Viele Mitglieder warten noch nach Jahren auf die Kontaktaufnahme durch ihre Gemeinde.
- ◆ gerade zu Beginn ist die Aufmerksamkeit für die Angebote am Ort groß. Wenn die Kirche sich in dieser Situation vorstellt, wird bewußter wahrgenommen, welches Angebotsspektrum sie bietet (das ist ein wesentlicher Erfolg in der Öffentlichkeitsarbeit) und natürlich ist die Chance größer, Mitglieder zur Teilnahme an kirchlichen Veranstaltungen und Gruppen zu motivieren, bevor sie sich im Sportverein und bei der Volkshochschule angemeldet haben.

◆ durch den Erstkontakt kann herausgefunden werden, welche Intensität das neue Gemeindeglied sich für das Verhältnis zur Gemeinde wünscht. Menschen, die auf ein Begrüßungsschreiben hin antworten und ihren Wunsch nach Kontakt, evtl. sogar Mitarbeit signalisieren, sind kostbare Ressourcen für das Gemeindeleben. Ihnen sollte in jedem Fall ein persönliches Gespräch angeboten werden.

Die Möglichkeiten zu einer raschen Kontaktaufnahme haben sich erheblich verbessert. Damit es klappt, Neuzugezogene bald nach ihrer Ankunft zu begrüßen, muss ein geeignetes Verfahren organisiert werden. Gingen früher die Meldungen über neu zugezogene Gemeindeglieder erst nach Wochen oder Monaten bei den Gemeinsekretariaten ein, sind sie heute dank DaViP (dem System „Datenverarbeitung im Pfarramt“) schon kurz nach Ende des Monats, in dem die Anmeldung erfolgte, abrufbar. Ab der Anmeldung vergehen maximal etwa fünf Wochen.

Die Möglichkeiten der Kontaktaufnahme sind vielfältig:

- ◆ durch einen Begrüßungsbrief
- ◆ durch einen Besuch von Gemeindegliedern (siehe auch: „Besuche in der Gemeinde“) verbunden mit der Überreichung von Informationsmaterial
- ◆ durch einen Besuch des Pfarrers / der Pfarrerin
- ◆ durch die Einladung zu einer besonderen Veranstaltung für Neuzugezogene, die allerdings eine Kontaktaufnahme bald nach dem Zuzug nicht ersetzen kann.

Der Begrüßungsbrief hat gegenüber dem Besuch den Vorteil, dass er auch dann willkommen ist, wenn die Adressaten noch „zwischen Kisten“ wohnen. Ein Besuch ist da nicht immer erwünscht. In jedem Fall enthält der Brief das Angebot zu einem Besuch, der aber nur auf Rückmeldung hin erfolgt.

Die wichtigste Botschaft, die eine Gemeinde ihren neu zugezogenen Gliedern übermittelt ist: „Wir haben gehört, dass Du da bist, wir freuen uns, dass Du zu uns gehörst und suchen den Kontakt!“

◆ TIPPS

Kontaktaufnahme „an der Quelle“

Prüfen Sie, ob Sie nicht schon bei der Anmeldung selbst mit den neuen Gemeindegliedern in Kontakt treten können. Das Auslegen einer Begrüßungsbroschüre bei den Einwohnermeldeämtern ist in der Regel unproblematisch, eventuell ist es sogar möglich, dass sie denjenigen, die sich als Evangelische anmelden, direkt ausgehändigt wird. Gerade für größere Städte ist diese Form bedenkenswert. In einem solchen Begrüßungsschreiben kann das kirchliche Angebot in der Stadt aufgezeigt und die Kontaktaufnahme durch die Gemeinde angekündigt werden (natürlich nur, wenn sichergestellt ist, dass diese tatsächlich in absehbarer Zeit erfolgt). Das Kreiskirchenamt oder eine andere zentrale Stelle muss darauf vorbereitet sein, Rückfragen und Kontaktwünsche, die sich aus dem Schreiben ergeben, kompetent entgegenzunehmen. In jedem Fall ist es sinnvoll, im Schreiben eine Kontakt-Telefonnummer zu nennen.

Elemente eines Begrüßungsschreibens

Ein Begrüßungsschreiben sollte folgende Elemente enthalten:

- ◆ Namensnennung der Angeschriebenen
- ◆ persönliche Unterschrift des Absenders (der Name sollte zusätzlich an einer Stelle in gut lesbarer Form erscheinen: entweder im Titel oder unter der Unterschrift)
- ◆ Kontaktangebot (P.S.: „Rufen Sie mich an, wenn Sie an einem persönlichen Gespräch interessiert sind“)
- ◆ Antwortmöglichkeit
- ◆ das Logo / Erkennungszeichen der Gemeinde, sofern sie eines hat, das auch bei anderen öffentlichen Darstellungen verwendet wird und so einen Wiedererkennungseffekt bietet

P.S.:

Nach Absender, Anrede und Unterschrift ist eine P.S.-Zeile der Teil, dem beim Betrachten eines Briefes das größte Interesse gilt – sie entscheidet wesentlich darüber, mit welcher Erwartung der Brief gelesen wird (und ob überhaupt). Nutzen Sie die P.S.-

Zeile für einen Hinweis oder ein Angebot, das zum Lesen motiviert.

Ein Päckchen für die Neuankömmlinge

Ein „Materialpaket“ zur Begrüßung sollte im Kern folgendes enthalten:

- ◆ ein persönliches Begrüßungsschreiben
- ◆ eine Information über die Gemeinde, ihr Profil, ihre Tradition, ihre Aktivitäten
- ◆ die aktuelle Ausgabe des Gemeindebriefes
- ◆ eine Antwortmöglichkeit

Ungewollte Erstkontakte vermeiden

Stellen Sie durch eine geeignete „Fangschaltung“ sicher, dass die erste Post, die ein neues Gemeindeglied erhält, nicht gerade der zufällig zu dieser Zeit an alle verschickte Spendenaufwurf ist. Dieser Erstkontakt bestätigt das falsche Vorurteil „die Kirche will sowieso nur mein Geld“.

Hansjörg Federmann

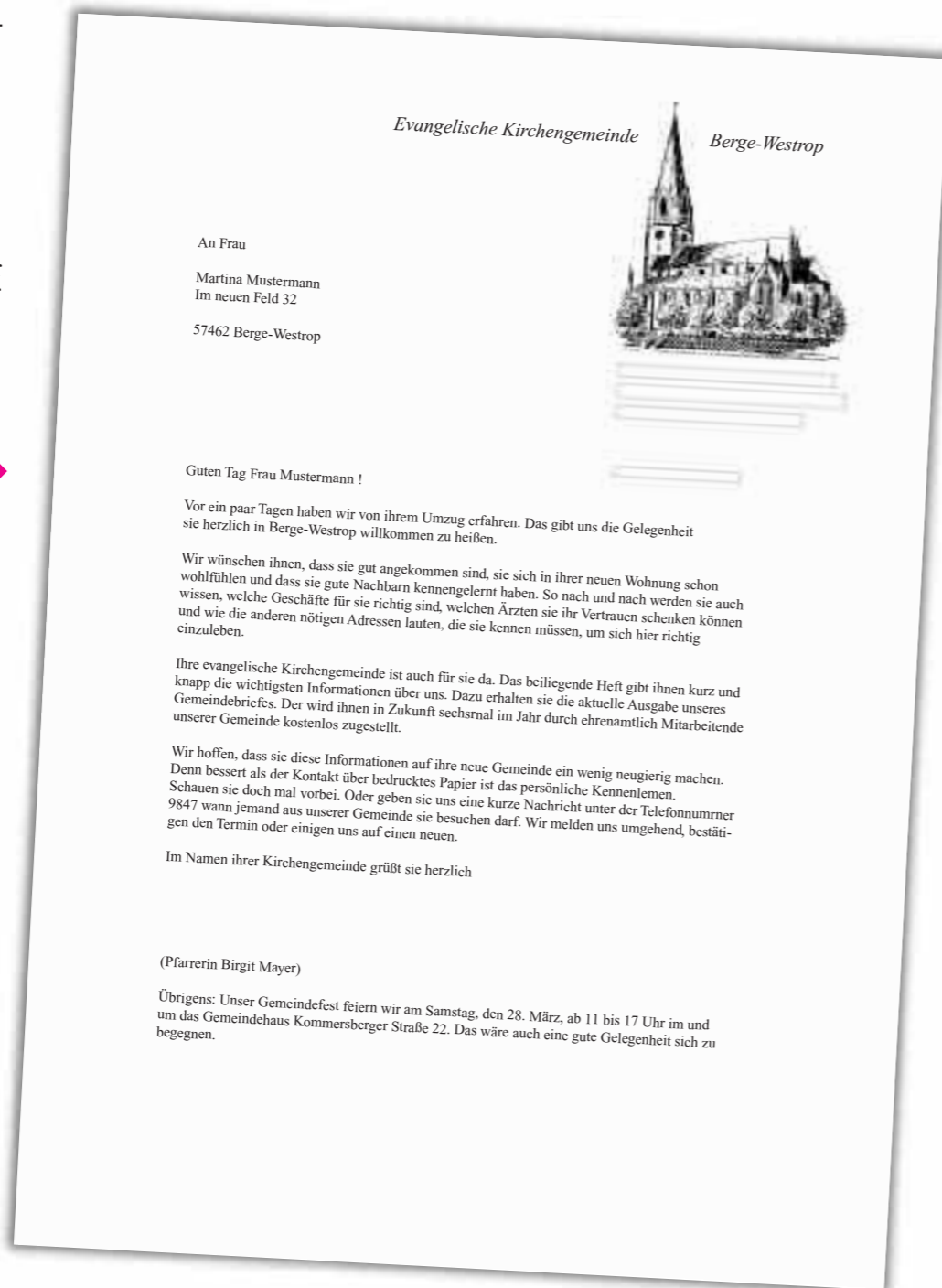


ZUM WEITERLESEN:

Gemeinschaftswerk der Ev. Publizistik (Hg.): Werbende Gemeinde – Ein Handbuch, Frankfurt 1995, S. 110ff.

Zum Beispiel:

Ein Musterbrief zur Begrüßung neuer Gemeindeglieder.



Zum Beispiel:

„Ziehen Sie sich warm an! Da oben pfeift's ganz schön!“ Eingehüllt in dicke Jacken kraxelt die Besuchertruppe die steile Treppe zum Kirchturm hinauf. „Von hier oben sieht unser Haus ganz klein aus!“ Ungewohnte Blicke auf die neue Heimat belohnen für den Aufstieg. Neben der Aussicht vom Turm werden den kleinen Besuchergruppen der Kindergarten, das Gemeindehaus und die Orgel gezeigt.

„Neujahrsempfang für Neuzugezogene“ heißt die Veranstaltung am ersten oder zweiten Januarsonntag, die in der Herforder Kreuzkirchengemeinde seit nunmehr fünf Jahren regen Zuspruch findet.

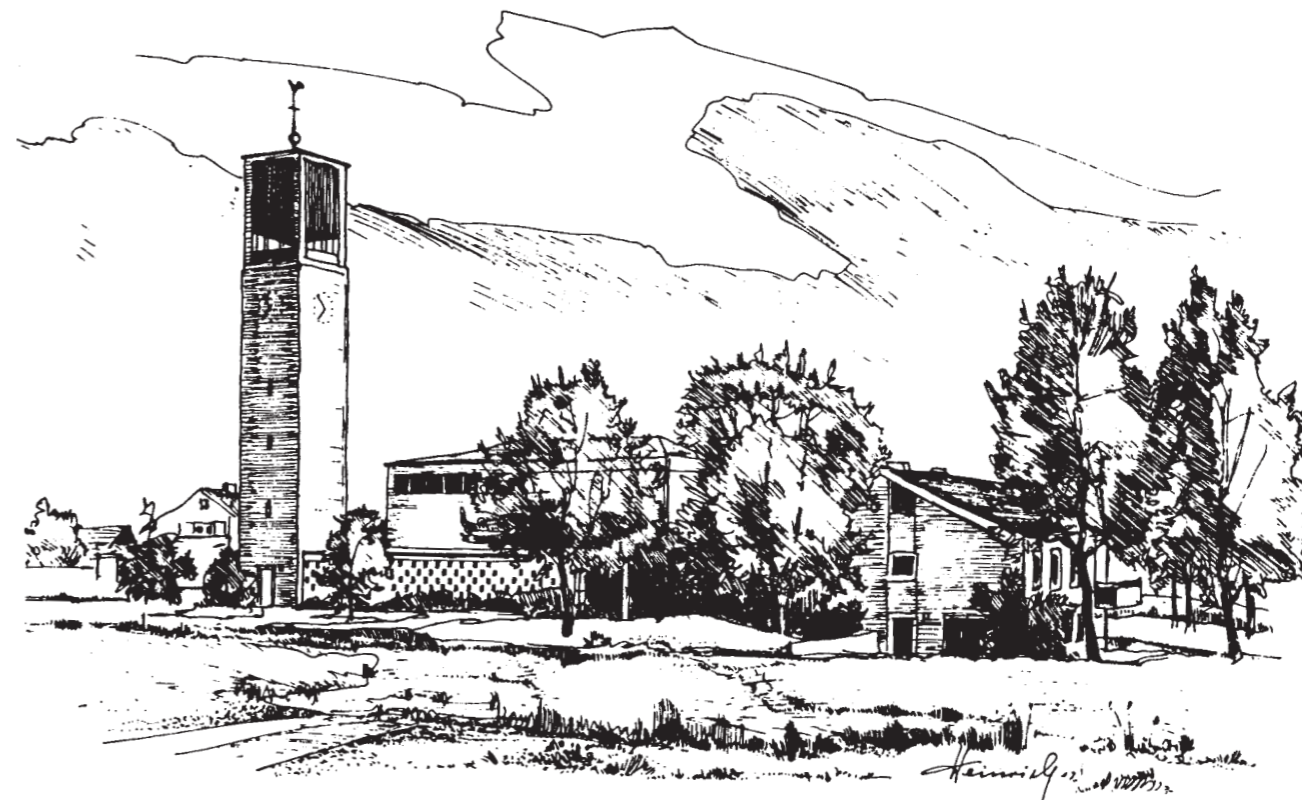
Alle neu zugezogenen Lutherischen im Bereich der Gemeinde werden ein paar Wochen vor Weihnachten schriftlich eingeladen. Um Rückantwort im Gemeindebüro wird gebeten.

Der Morgen beginnt mit dem Epiphaniastagesgottesdienst. In ihm wird die Geschichte von den fremden Männern erzählt, die dem Jesuskind kostbare Geschenke brachten. Danach begrüßen die Presbyterinnen und Presbyter, die Pfarrer, die Küsterin, die Organistin und die Kindergartenleiterin die Fremden, die im letzten Jahr nach Herford-Kreuz gezogen sind, mit einem Glas Sekt.

Nach der Besichtigungstour in Gruppen durch die Gebäude stärken sich alle am selbstgemachten Brunch-Buffet. Salate und Kuchen, Brötchen, Käse und Aufschnitt, Kaffee, Tee und Saft – für jeden Geschmack ist etwas dabei. Alle Mitwirkenden bringen etwas mit.

„Eine runde Sache!“ freuen sich die Gäste. „So nett sind wir noch nie von der Kirche begrüßt worden. Ach übrigens .. wir möchten unser Kind taufen lassen. Jetzt kennen wir ja schon mal unseren Pastor.“

Stephan Horstkotte



Aussichtspunkt – auch eine Kirchturbesteigung gehört zum Empfangsprogramm

Zum Beispiel:

Der Prospekt „Ihre Kirche in Dortmund“ – bestens zum Auslegen geeignet.



EVANGELISCHE KIRCHE
IHRE KIRCHE IN DORTMUND

Guten Tag!
Sie sind in der Evangelischen Kirche, sie sind getauft. Damit gehören Sie einer großen Gemeinschaft an. Trotz aller Unklarheiten: Rund 80 Prozent der Bevölkerung sind Mitglied einer christlichen Kirche. Allein in Dortmund leben rund 2.10.000 evangelische Christinnen und Christen.

Viele sind der Meinung, Kirche sei nur etwas für die hohen Feiertage. Evangelische Kirche ist mehr. Bei Geburt, Erwachsenwerden, Eheschließung und Tod von Angehörigen ist die Kirche für die Menschen da. Auch wenn Sie Kontakt in Ihrer Nachbarschaft suchen, Ihre Kirchengemeinde unterstützt sie dabei. Oder Sie wollen sich für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit einsetzen. Dann machen Sie bei uns mit. Es kann auch sein, daß Sie für sich oder für Angehörige im Alter Hilfe suchen. Bei der Diakonie hilft man Ihnen weiter.

Sei, daß bei dir was raus kommt

Evangelische Kirche in Dortmund

- 53 evangelische Kirchengemeinden gibt es in Dortmund. Alle wichtigen Entscheidungen werden in der evangelischen Kirche von demokratisch gewählten Gremien getroffen, z.B. dem Presbyterium Ihrer Ortsgemeinde.
- Viele tausend Menschen engagieren sich als Ehrenamtliche - ohne sie wäre evangelische Kirche undenkbar.
- Zur evangelischen Kirche gehört die Diakonie. Diakoniestationen in den Stadtteilen unterstützen alte Menschen und ihre Angehörigen. Das Diakonische Werk bietet Hilfe für Menschen, die in Not sind, z. B. Wohnungslose oder psychisch erkrankte Menschen.
- Rund 20 weitere Dienste der evangelischen Kirche, wie Telefonseelsorge, Jugendarbeit, Familien- und Erwachsenenbildung oder der Ferien- und Freizeitdienst machen Kirche auf ihre Weise in der Großstadt präsent.

Kirche und Ihr Geld
Die gewählten Gremien wachen über die Gelder, die der Kirche von Ihnen anvertraut werden. Seien es Kirchensteuern oder Spenden. Gerade in Zeiten hoher Arbeitslosigkeit und rückläufiger Kirchensteuern ist ein verantwortungsvoller Umgang mit dem Geld wichtig. Mit Ihrem Beitrag ermöglichen Sie den vielfältigen Dienst der evangelischen Kirche.

Zum Beispiel:

Der Prospekt „Evangelische Kreuzkirchengemeinde Lüdenscheid – von A bis Z“.

Evangelische Kreuzkirchengemeinde Lüdenscheid

von A bis Z







Singteam
Wer Freude am Singen flotter und eingängiger Lieder hat, ist im Singteam gut aufgehoben. Vor allem durchdringende Männerstimmen werden gesucht!
Ansprechpartner: Margitta Hübn, Tel.: 80524

Sport Fußball
Bei Wind und Wetter treffen sich besonders hartgesottene Jungen (ab 14 Jahren) und Männer (bis zum Gehn nicht mehr ...) samstagsmorgens zum Bolzen mit weitgehend freiem Körpereinsatz.
Ansprechpartner: Wolfgang Padur, Tel.: 82729

Jazzgymnastik
für Frauen jeden Alters, im Gemeindehaus Annabergstr.
Ansprechpartner: Ankie Hess, Tel.: 80045

HAUSKREISE
Im Hauskreis begegnet man Menschen, mit denen man interessante Gespräche über Bibeltexte führen kann. Wichtig ist auch das gemeinsame Singen und Beten. In unserer Gemeinde gibt es mehrere Hauskreise, auch für verschiedene Altersgruppen.

JEDEN SONNTAG IM ANSCHLUSS AN DEN GOTTESDIENST IM GEMEINDEHAUS KREUZKIRCHE

KIRCHENKAFFEE

Ich möchte Kontakt zu einem Mitarbeiter bzw. einer Mitarbeiterin.

Ich möchte regelmäßig die live-Zeitung bekommen.

Ich möchte wieder in die Evangelische Kirche aufgenommen werden.

Name _____

Strasse _____

Telefon _____

Datum _____

Unterschrift _____

Antwort

Ev. Kreuzkirchengemeinde
Gemeindebüro
Worthstraße 51
58511 Lüdenscheid

Gebühren
Evangelischer
Zustimmung

Besuche in der Gemeinde

Er wird sich ganz schön gewundert haben, dass Jesus gerade auf ihn zukam. Die anderen standen doch viel näher dran, waren doch viel greifbarer und von vornherein offener. Und er saß, wenn auch mit guter Sicht, so doch versteckt auf einem Baum. Dennoch kam Jesus gerade auf ihn zu und sagte: „Zachäus, komm runter. Ich will dich heute in deinem Haus besuchen!“

Dieser Hausbesuch von Jesus bei Zachäus fasziniert mich immer wieder neu, weil er von vorne bis hinten voller Überraschungen steckt. Vielleicht möchten Sie einwenden: Wir sind nicht Jesus! Dennoch können wir uns auch durch die Erzählungen von seinen Hausbesuchen darin leiten lassen, wie wir etwas von der (Gast-) Freundlichkeit Gottes durch das Zu-Gast-Sein bei anderen verkündigen können. Denn zumindest als Gemeinde sind wir – sagt Paulus – Jesu Leib.

Einige der Grundzüge eines Besuches in der Gemeinde möchte ich an der Geschichte von der Begegnung zwischen Jesus und dem Zöllner Zachäus aufzeigen.

Zachäus will besucht werden

Und Zachäus stieg eilend herunter und nahm ihn auf mit Freuden.

Die Offenheit, ja manchmal sogar das Warten auf Besuch von der Gemeinde ist erstaunlich. Besonders Menschen, die an einem Ort ganz neu wohnen und denen noch weitere Außenkontakte fehlen, und solche, die allein sind, freuen sich oft über jedes Klingeln und jedes Gespräch. „Die ersten Monate kannte ich ja keinen, und also sprach

ich – außer mit dem Postboten – mit kaum jemanden“, erzählt eine junge Frau.

Vielen Menschen in unseren Gemeinden geht es in mancher Hinsicht wie dem Zöllner Zachäus: Sie gehören nicht zum Kern der Gemeinde, wollen aber dennoch besucht werden. Übrigens: Der Name Zachäus bedeutet „Gott denkt an dich!“ Insofern ist in der Tat jeder und jede ein Zachäus. Durch einen Besuch kann dies erfahrbar gemacht werden.

Zachäus wird beachtet

Als Jesus an die Stelle kam, sah er auf ...

Viele Menschen jubelten Jesus vom Rand der Straße zu, die durch Jericho führte und auf der er mit seinen Jüngern ging. Lauter Frauen und Männer aus dem inneren Kreis der Gemeinde am Ort. Wer achtet da schon auf die Menschen, die weiter am Rand oder etwas versteckt in den Bäumen sitzen. Jesus bemerkt und beachtet Zachäus, mit dem Ziel, ihn dort nicht einfach sitzen zu lassen.

Unsere Gottesdienste und Gruppenangebote erreichen oft nur einen geringen Teil der Gemeindeglieder, auch die Kirchenmusik ist in der Regel nur ein Angebot für eine – meist auch noch gut situierte – Minderheit. Aber wie werden die anderen beachtet? Wo entdecken wir die, die nicht von selber kommen? Der Besuch, selbst wenn er nur ein kurzes Gespräch an der Tür ist, macht deutlich: Wir nehmen dich wahr! Du gehörst für uns dazu!

Zachäus wird besucht

... zu suchen und selig zu machen, was verloren ist.

Mich erstaunt an der Geschichte von der Begegnung zwischen Jesus und Zachäus, dass von dem Gespräch während des Besuches nichts berichtet wird. Es wird nicht einmal erwähnt, dass Jesus erzählt habe, dass das Himmelreich nahe herbeigekommen sei. Ich vermute, dass auch das zur Sprache gekommen sein wird, aber der Besuch an sich steht allein im Vordergrund.

Mancher denkt, wenn er Besuch von der Gemeinde bekommt: Jetzt soll ich missioniert werden!

Manche denkt, die im Auftrag der Gemeinde Besuche macht: Wie soll ich nur den Glauben zur Sprache bringen?

Sicherlich ist es auch wichtig, den Glauben (der immer der eigene Glaube ist), nicht zu verschweigen. Es lohnt sich, die eigene Sprachfähigkeit an dieser Stelle zu schulen. Aber im Blick auf Besuche in der Gemeinde ist eine Klärung der Primärziele und der Sekundärziele wichtig. Zum Beispiel bei Besuchen von Neuzugezogenen:

- ◆ Wollen wir sie in unserer Gemeinde begrüßen?
- ◆ Oder wollen wir sie in erster Linie zu Veranstaltungen der Gemeinde einladen?
- ◆ Oder wollen wir sie zuerst zum Glauben führen?

Wer als erstes Ziel seines Besuches bei einem Neuzugezogenen die Einladung in die Gemeinde oder die Einladung zum Glauben sieht, der wird bei solchen Besuchen oft enttäuscht werden, weil er den Eindruck bekommt: Es lohnt sich nicht!

Wer aber als erstes Ziel die Begrüßung sieht, der wird manches Mal überrascht feststellen, dass er auch noch einladen und sogar den Glauben mit ins Gespräch hat einfließen lassen können.

Zachäus gehört dazu

Heute ist diesem Haus Heil widerfahren, denn auch er ist Abrahams Sohn.

Im Hause des Zachäus hat sich etwas, nein, eigentlich sogar alles mit dem Besuch von Jesus verändert. Das ist nicht bei jedem Besuch so radikal der Fall. Im Leben des Pharisäers, von dessen Hausbesuch durch Jesus im 8. Kapitel des Lukasevangeliums (Verse 36 bis 50) erzählt wird, hat sich nach außen sichtbar wahrscheinlich nichts getan. Und dennoch: Jeder Besuch verändert etwas. Denn jedes Mal, wenn jemand aus der Gemeinde bei jemand anderem klingelt, macht er deutlich: Auch der, auch die gehört dazu! Auch mit ihm, auch mit ihr will Gott

etwas zu tun haben, selbst wenn das hier im Haus noch niemand weiß.

Viele Besucher stehen, bevor sie klingeln und die Tür aufgeht, mit Herzklopfen vor den Türen. Oftmals wissen sie nicht, was sie hinter der Tür erwartet. Aber sie dürfen etwas von Gott erwarten, nämlich dass er diesem Haus (und das heißt: seinen Bewohnern) Heil widerfahren lassen möchte.

Besuchsdienst ist eine Aufgabe der Gemeinde

Wenn es um Besuchsdienste in der Gemeinde geht, dann wird oft betont, die Kirche habe zwar eine stark ausgeprägte „Komm“-Struktur, aber eigentlich sei die „Geh“-Struktur viel wichtiger. Wir sollten die Menschen nicht nur in die Kirchen einladen, sondern vielmehr auf sie zugehen. Das ist eine falsche Alternative. Eine Gemeinde, die weiß, wozu sie einlädt, die wird auch Wege suchen, Menschen darauf aufmerksam zu machen. Und eine Gemeinde, die Menschen aufsucht und besucht, die wird sich bemühen, ihnen eine Heimat zu bieten, in der sie Gottes Gastfreundschaft erleben können. Gast zu sein und gastfrei zu sein bedingen einander.

Deshalb ist neben der guten Gestaltung von Gottesdiensten und Veranstaltungen, zu denen eingeladen werden kann, auch der Besuchsdienst Aufgabe einer jeden Gemeinde. Und zwar als Aufgabe der Gemeinde, nicht etwa nur der Hauptamtlichen. Gemeinde besucht Gemeinde. Diese Aufgabe kann sehr gut von einem Besuchsdienstkreis engagierter Gemeindeglieder übernommen werden.

Wichtig ist dabei, dass ein solcher Kreis von Mitarbeitern als Dienstgruppe der Gemeinde wahrgenommen wird. Wer Besuche in der Gemeinde macht, der sollte das auch im Auftrag der Gemeinde tun. Deshalb ist es gut, wenn der Besuchsdienstkreis vom Presbyterium beauftragt wird und auch einmal im Jahr über seine Arbeit, über seine Erfolge und Anfragen mit dem Presbyterium oder Vertretern des Presbyteriums sprechen kann.

Wenn, was sinnvoll ist, zu den Besuchern etwas mitgebracht wird (etwa ein

Blumenstrauß bei Neuzugezogenen, eine Kinderbibel bei Taufelternbesuchen usw.), sollte auch im Haushalt der Gemeinde ein Titel für diese Arbeit bewusst ausgewiesen werden. Die Mitarbeiter im Besuchsdienst dürfen nicht zu Bettlern gegenüber der Gemeindeleitung werden.

◆ TIPPS

Begleitung bieten

Ein Besuchsdienstkreis braucht unbedingt Begleitung. Regelmäßige Treffen, wenn möglich monatlich, sind unerlässlich. Bei diesen Zusammenkünften muss es Gelegenheit geben, sich über die gemachten Erfahrungen auszutauschen und für die Arbeit geschult zu werden.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter für einen Besuchsdienst zu finden, ist unter Umständen gar nicht so schwer, denn die Mitarbeit in diesem Aufgabenfeld beinhaltet mehrere Vorteile:

- ◆ Der Anteil der Mitarbeit ist variabel: Es ist möglich, nur einen Besuch pro Monat oder aber auch drei Besuche pro Woche zu machen.
- ◆ Die Zeiteinteilung ist eigenverantwortlich festlegbar: Jeder kann für sich selbst einteilen, wann die Besuche gemacht werden.
- ◆ Der Eigennutzen ist hoch: Steigerung der Kommunikationsfähigkeit und das Kennenlernen neuer Menschen in der eigenen Gemeinde ergänzen noch die guten Erfahrungen der zielgerichteten Arbeit in einem Team.
- ◆ Bei eingegrenzten Zielgruppen (wie z.B. Silberne Konfirmanden oder Taufeltern) lassen sich oft Mitarbeiter finden, die selber zu dieser Gruppe gehören und darum auch gerne die Aufgabe übernehmen.

...aus gegebenem Anlass

Ein Besuch fällt leichter, wenn er außer dem grundlegenden Anlass, dass Gott uns zu allen Menschen gesandt hat, einen weiteren, auch dem Besuchten sofort plausiblen Anlass hat. Solche Anlässe sind:

- ◆ Geburtstage, und zwar neben den Seniorengeburtstagen auch andere wie etwa der 40. Geburtstag.
- ◆ Tauferinnerung zum 1. oder 4. Tag: Eine gute Gelegenheit, eine Kin-

derbibel zu verschenken und zum Krabbelkreis bzw. Kindergottesdienst oder einem Tauferinnerungsgottesdienst einzuladen.

- ◆ Neuzug in die Gemeinde. Ein Willkommensgruß mit einer Blume und einer kurzen schriftlichen Vorstellung der Gemeinde baut etwaige Schwellenängste ab. Das Angebot der Hilfe beim Eingewöhnen im neuen Ort und in der neuen Gemeinde (Wo ist der nächste Aldi? Welche Ärzte sind in der Nähe?) kann neue bleibende Kontakte eröffnen.

- ◆ Begrenzte Projekte: Etwa die mit einem Besuch verbundene Einladung aller Konfirmandeneltern zu einem Konfirmanden-Eltern-Fest.

Kuno Klinkenborg



ZUM WEITERLESEN:

Erhard Domay (Hg.), Arbeitsbuch Besuche in der Gemeinde, Gütersloh 1993

Wolfgang Raupp, Besuchsdienst – am Netz der Gemeinde knüpfen, Konstanz 1988

Zum Beispiel:

Ein besonderes Geschenk für Geburtstagsbesuche hat Pfr. Rüdiger Weisser aus Hamm-Pelkum entwickelt: Der Geburtstagsgruß wird jedes Jahr neu gestaltet. Mit seinen Bildern und Texten aus der Gemeinde regt er schon in der Geburtstagsrunde zum Schmökern und Plaudern an. Die Gästeliste hinten stellt sicher, dass auch die übrigen Gäste den Gruß wahrnehmen und sogar mitgestalten können. Durch die Auswahl der Themen wird das Angebot der Gemeinde für Senioren deutlich. Geistliche Texte bieten sich zum Nachlesen in einer ruhigen Stunde an.



Zum Beispiel:

Wenn man nicht alle Altersgruppen besuchen kann, ist eine Grußkarte zum Geburtstag ein wichtiges Signal – gerade auch bei jüngeren Gemeindegliedern. Pfarrer Hans König hat mit diesen Karten gute Erfahrungen gemacht. „Ich bekomme eine ungewöhnlich hohe Zahl von Briefen, zum Teil sehr lang, in denen die Angeschrie-

benen sich bedanken. Wichtig ist, das Vorhandensein einer solchen Aktion „im Hinterkopf“ zu haben: In der ersten Zeit war ich oft überrascht, wenn Bekannte oder auch wildfremde Menschen mich im Supermarkt ansprachen und sich bedankten. Inzwischen weiß ich: Das Dankeschön auf der Straße oder im Geschäft gilt zu 90% den Geburtstagsgrüßen.“ Hier zwei Beispiele zum 30. und 40. Geburtstag.



Stufen

Wie jede Ebene stellt sich das Leben dar,
Denn Arbeit macht, ist die jede. Ich bin stolz
Müde jede. Weiblich, nicht jede jede Tagend
In diese Zeit und das nicht ohne diesen
In nicht die Zeit für jeden Lebensjahr
Bene zum Abschied aus und das nicht
Um sich in Tagelicht und ich bin stolz
In nicht zum Handlung in geben
Und jeden Anfang, wenn ein Schritt
Der neue Schritte und der ein Schritt

Wie jeder jeder Haus von Form dererherben,
An diesem sie an zwei Hände liegen.
Der Wegzeit soll nicht lauski sie und wenn
Es soll uns straf aus nicht lauski, wenn
Kann sind wir herab einem Lebensjahr
Und nicht die ergebnis, so das ein Schritt
Der neue Schritte und der ein Schritt

Sehr geehrte Frau Meier!

Zu Ihrem 30. Geburtstag gratuliere ich Ihnen ganz herzlich.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie die notwendige Zeit finden für Berufliches und Privates, für Bewegung und Entspannung, für sich selbst und die Frage nach dem Sinn des Lebens. Ihr Geburtstag lädt Sie ein zum Innehalten und Vorausschauen.

Mit allen guten Wünschen-

Ihr Pastor

Lieber Herr Meier!

Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem 40. Geburtstag!

„Vierzig Jahre sind ja noch kein Alter“, sagt man. Und doch: Es kommen verstärkt die Fragen nach den Wurzeln des eigenen Lebens auf.

Ich wünsche Ihnen, dass Sie immer wieder Fragen an das Leben haben und manchmal auch Antworten finden.

Ihr Pastor H-K

Gäste und Urlauber

Viele Kirchengemeinden haben zeitweise Gäste an ihrem Ort: Naherholungs- und Wochenendtouristen, Campinggäste, Ferienurlauber oder Besucher von Tagungs- und Bildungseinrichtungen. Für die meisten Gäste gilt: Sie sind „Gemeindeglieder außerhalb ihrer Heimatgemeinde“.

Kirchengemeinden, die in diesem Sinn „touristisch betroffen“ sind, finden sich in den klassischen Erholungsgebieten. Hierzu gehören in Westfalen u.a. weite Teile des Sauerlandes, das Tecklenburger Land zwischen Münster und Osnabrück, der Teutoburger Wald und der große Weserbogen in Ostwestfalen. Diese Gebiete weisen oft ländlich-dörfliche Strukturen auf und liegen evangelischerseits nicht selten in der Diaspora. Außerdem gehören hierzu auch überregional bekannte Kurorte (z.B. die Heil- und Thermalbäder Berleburg, Driburg, Laasphe, Lippspringe, Oeynhausen und Sassendorf), anerkannte Ferien- und Luftkurorte und eben die Vielzahl kleinerer Ortschaften mit einem zu manchen Zeiten extrem hohen Fremdenverkehrsanteil.

Tourismus ist das Hauptmerkmal einer mehr und mehr freizeitorientierten Gesellschaft. Nordrhein-Westfalen gehört seit langem zu den bevorzugten Urlaubs-, Event- und Geschäftsreisezielen und die jährliche Reiseanalyse lässt weitere Zuwächse erwarten! Neben den steigenden Zahlen bei Urlaubs- und Ferienübernachtungen fallen in diesem Zusammenhang die Wachstumsraten im Städtetourismus besonders auf.

Wie können die oft kleineren Kirchengemeinden „draußen im Lande“ auf

touristische Phänomene reagieren, deren eigene Gemeindestruktur nicht unerheblich davon berührt und verändert wird? Bleiben Gäste hier immer nur Fremde oder werden aus Fremden Gäste? Wie kann eine Kirchengemeinde auf sie zugehen und sich als gastfreundliche Gemeinde erweisen? Könnte die Anwesenheit ortsfremder Menschen zum Anlass werden, die eigene Gemeinde zeitweilig wachsen und gedeihen zu lassen? Eines ist klar: „von alleine“ finden Gäste außer zum Sonntagsgottesdienst kaum den Weg in Kirchen und Gemeindehäuser. Und auch beim Gottesdienst ist es oft eine Frage der Einladung, ob für Menschen, die sonst selten in die Kirche gehen, der Gottesdienstbesuch zum Urlaubsprogramm wird.

Leider haben manche Kirchengemeinden weder räumliche, personelle, noch finanzielle Möglichkeiten, um neben dem Gemeindealltag noch ein gästerorientiertes Zusatzprogramm anzubieten. Für viele Gemeinden in Erholungsgebieten gilt: Eigene Gemeindeglieder sind während der Saison (die sich immer mehr ausweitete) oft selber im Urlaub, und die am Ort verbleibenden haben selbst oft Hochsaison – weil viele von ihnen im Tourismusbereich arbeiten. Fast überall lassen sich aber einige Ideen umsetzen (mit unterschiedlichem Aufwand), durch die Ortsbesucher die Gastfreundschaft der Kirchengemeinde erfahren können.

Ökumene vor Ort

Neben den unbedingt erforderlichen Fremdenverkehrs-Kontakten sind ökumenische Absprachen vor Ort wichtig, um möglichst „konzertierte Aktionen“ zu vereinbaren. Das macht uns als Kirchen vertrauenswürdiger, fördert die Zusammenarbeit mit den Beschäftigten im Beherbergungsgewerbe sowie den Freizeiteinrichtungen und erleichtert die Kontaktaufnahme zu den Gästen.

Gastgeberseminare

Kirchengemeinden laden (leitende) Mitarbeitende aus dem Gastgewerbe, Betreiber von Freizeiteinrichtungen und Privatpensionen ein, um gästerorientiertes Verteilmaterial und Gemeindeangebote für Urlauber vorzustellen.

Begrüßen

In allen Gottesdiensten und Gemeindeveranstaltungen werden Gäste ausdrücklich begrüßt! Es hilft ortsfremden Besuchern, sich an der Liturgie des Gottesdienstes zu beteiligen, wenn ihnen ein Gottesdienstablauf vorliegt (als eigenes Heft oder Einlegeblatt im Gesangbuch). In den Abkündigungen wird auf besonders für Gemeindegäste interessante und gestaltete Angebote hingewiesen und zu Veranstaltungen eingeladen.

Bibel am Bett

Eine bekannte, aber häufig unterschätzte Möglichkeit ist die Kooperation mit Bibelwerken (z.B. dem Gideonbund): Es ist ein erstes Zeichen des Willkommens, wenn in der Gästeunterkunft am Ort eine Bibel ausliegt. Die Beifügung eines Bibelleseplans hat sich dabei ebenfalls bewährt.

Urlauber-Seite

Ein Redaktionskreis fügt für die Urlaubsmonate eine Extraseite in den Gemeindebrief ein oder erstellt einen speziellen „Gästebrief“, der allen Fremdenverkehrseinrichtungen zur Auslage angeboten wird. Es empfiehlt sich, im unteren Teil des Stapels einen Notizzettel zwischenzulegen, der zur Nachbestellung im Gemeindebüro ermuntert.

Offene Kirchen

In geöffneten Kirchen sind Gästebücher ein fast unverzichtbares Merkmal. Die Eintragungen reichen von allgemeinen Bemerkungen über persönliche Gebetsanliegen bis hin zu Danksagungen und Wünschen für die gastgebende Gemeinde. Daneben können Kleinschriften zum Mitnehmen bereit liegen: Kleine Karten mit einem Reisesegen sind weit mehr als nur ein Souvenir.

Öffentliche Werbung

Plakate bzw. Plakatständer an gut sichtbarer Stelle (Dorfplatz, Fußgängerzone, Kurpark, Hotelhalle etc.) weisen auf die geöffnete Kirche hin und laden zu einzelnen Veranstaltungen ein. Besondere Angebote für Gemeindeglieder und Gäste werden in der Tagespresse angekündigt.

Visitenkarte

In den Gästezimmern der Beherbergungsbetriebe ist die „Visitenkarte zum Mitnehmen“ ein erstes Zeichen für ernst genommene Gastfreundschaft. Kleine Kästchen mit Visitenkarten, evtl. beidseitig bedruckt, bieten die wichtigsten Stichworte in aller Kürze: Name der Kirchengemeinde(n), Bezeichnung der Kirche(n), Gottesdienstzeiten, Ansprechpartner, Telefonnummer. Unterzeile z.B. „Sie sind als Gast bei uns willkommen, wir freuen uns auf Sie. An der Rezeption erhalten Sie weitere Informationen.“ Auch hier gilt: Der Nachschub muss gesichert sein.

Kirche im Grünen

Gottesdienste in der freien Natur sind vielen Urlaubern, Wanderern und Naherholungs-Suchenden bekannt. Nicht nur Gäste fühlen sich hiervon besonders angesprochen – auch der eigenen Gemeinde tut es gut, den einen oder anderen Gottesdienst ins Freie zu verlegen. Nicht selten wird es dabei zum Zusammenwachsen von Gemeindefreizeit und Gastgeberschaft kommen. Am bekanntesten sind ins Freie verlegte Himmelfahrts-Gottesdienste. Bezogen auf die Gäste am Ort bieten sich außerdem Ostern, Pfingsten, Beginn / Mitte / Ende der Sommerferien, die Herbstferien, die Adventssonntage bis zur Waldweihnacht und der Jahreswechsel an (Literaturempfehlung: Kirche im Grünen, Arbeitshilfe der Ev. Luth. Kirche in Bayern). Die hierzu einladende Werbung muss auf die Gäste besonders ausgerichtet sein: Plakate mit Zeit- und Ortsangaben, Hinweise in Zeitungen, regionalen Touristenbrochüren, Handzettel mit Wegbeschreibungen. Die Auswahl des Ortes hat für die Besucher besondere Bedeutung: Bekannte Wanderziele, Aussichtsplätze, Talsperren, Skiloipen- und Wegekrenzungen, Berggipfel, Wild- und Freizeitparks, Ausflugslokale oder öffentliche Plätze. Letztere spielen bei Stadt-, Dorf-, Schützen- oder Gemeindefesten und anderen Anlässen (Festivals, Märkte usw.) eine besondere Rolle.

Gottesdienst „vor Ort“

Für größere Einrichtungen bieten sich einzelne Gottesdienste unmittelbar dort an: Mit einem Posaunenchor, ei-

ner Band oder Singgruppe z.B. auf dem Gelände eines Campingplatzes oder einer Tagungsstätte, im Foyer eines Hotels, an der Berghütte des Wandervereins usw. Je nach Wetter und Jahreszeit werden diese Gottesdienste im Freien oder eben drinnen gefeiert – keine Angst: das Wetter hält die wenigsten Gemeindeglieder und Gäste ab!

Musik liegt in der Luft

Besonderer Beliebtheit bei Gemeindegästen erfreuen sich musikalische Angebote, die eine Mischung aus geistlichem und Volks-Liedgut darbieten. Bei einzelnen Gelegenheiten kann zum Mitsingen eingeladen werden (z.B. als Offenes Singen drinnen oder draußen, Advents- und Weihnachtsliedersingen, Lagerfeuer – evtl. als regelmäßiges Angebot der Kirchengemeinde).

Michael Bülow



ZUM WEITERLESEN:

Kirche im Grünen, zu bestellen beim Ev. Luth. Landeskirchenamt Referat 5/5 Postfach 20 07 51 80007 München

Empfang im Büro

„Es war ein überraschend netter Besuch, obwohl ich mir nicht viel davon versprochen hatte. Weil wir auswärts heiraten wollen, sollte ich mir bei meinem Pfarramt eine Bescheinigung besorgen. ‚Amt‘ – das klingt nach Warten in linoleumbelegten Fluren, nach dicken Siegeln und Gebührenbescheinigungen. Ein Siegel gab es zwar – aber sonst war alles anders, als ich es mir vorgestellt hatte.“

Was könnte dieses Gemeindeglied erlebt haben?

Vielleicht das Angebot „kommen Sie ruhig am Mittwoch nach der Arbeit, ich habe dann Zeit.“ Eine freundliche Begrüßung an der Tür. Die Pfarrerin nimmt mir den Mantel ab und bittet mich, Platz zu nehmen. Ein Glas Sprudel nehme ich gerne, zumal ich sehe: Gläser und Getränk stehen bereit. In dem kurzen Gespräch, das sich anschließt, erfahre ich von einem Kurs für junge Ehepaare, den die Gemeinde anbietet. Lange hat der Besuch nicht gedauert, aber er hat ausgestrahlt, was eine gastfreundliche Gemeinde zu geben hat: Wertschätzung und Interesse. Menschen, die die Kirche sonst selten erleben, prägt dieser Eindruck für eine lange Zeit.

Je weiter sich Pfarrerrinnen und Pfarrer, Küster, Gemeindefreizeitlerinnen und andere, die in der Gemeinde solche Kundenkontakte haben, in eine Kultur der Gastfreundschaft eingeebnet haben, umso leichter gelingt es, sich auf das Gegenüber einzustellen. Freundlichkeit ist kein feststehender Charakterzug, sondern bei jedem Menschen eine Frage der inneren Einstellung und der Übung. Die ist nötig,

denn auch ablehnende Gedanken sind im Spiel, wenn Gäste kommen: „Der fehlte mir gerade noch, ich hatte heute schon zwei stressige Gespräche.“ „Eigentlich habe ich jetzt Feierabend, muss die unbedingt auf die letzte Minute kommen?“ Es ist gut, solche Gedanken für sich wahrzunehmen – um dann bewusst zu entscheiden: Auch diesem Menschen möchte ich freundlich und mit Wertschätzung begegnen. Vielleicht hilft für diesen Perspektivenwechsel ein kleines Ritual: tief durchatmen oder ein kurzes Gebet sprechen. Auch die Art, wie ich die Begrüßung gestalte, kann eine Hilfe sein, mich jetzt ganz auf mein Gegenüber einzustellen, zum Beispiel indem ich bewusst seinen oder ihren Namen nenne.

Das Klima einer Begegnung wird auch durch den Raum geprägt, in dem sie stattfindet. Pfarrerrinnen, Pfarrer und Gemeindefreizeitlerinnen haben Arbeitsräume, die meist zugleich auch Empfangsräume sind.

In manchen dieser Räume drängt sich der Eindruck auf: Bitte nicht stören, hier wird gearbeitet. Zentrales Möbel ist der Schreibtisch, vielleicht sogar im modernen Design im Kontrast zu einer Sitzzecke, der man ansieht, dass sie zur vorletzten Wohnzimmereinrichtung gehörte.

Gastfreundschaft wird spürbar, wo beide Aufgaben balanciert sind: Arbeitserfordernisse und Empfangsqualität. Eine ansprechende Sitzgruppe ist der eigentliche „Gastraum“. Besucher können es sich bequem machen, mitgebrachtes Material ausbreiten, sich Notizen machen. Vor allem aber: wir setzen uns an einen Tisch. Gleichheit prägt die Begegnung. Auch der Gastgeber verlässt seinen Schreibtisch und wechselt den Platz. Dieser Wechsel wird noch unterstrichen, wenn die Sitzgruppe im Raum als besondere „Insel“ hervorgehoben ist – durch einen anderen Bodenbelag oder Pflanzen. Für Raumteiler sind gängige Amtszimmer in der Regel zu klein.

Die Sitzgruppe sollte möglichst nicht in der dem Eingang gegenüber liegenden Ecke platziert sein, denn je länger der Weg, desto unsicherer wird der Besucher. In jedem Fall können sich die

Gäste aussuchen, wo sie sitzen wollen. Ein runder Tisch ermöglicht eine flexible Anordnung. Man muss sich nicht frontal gegenüber sitzen, sondern kann einen angenehmen Winkel zueinander einnehmen. Bequeme, eventuell farbige Stuhlsessel bieten sich als Sitzmöbel an. Sie sollten nicht zu wuchtig sein. Ein oder zwei Doppelsitzer bieten ein nicht zu verachtendes Plus an Besucherfreundlichkeit. Nicht nur verliebte Paare, sondern auch viele Einzelpersonen nehmen am liebsten auf dem Sofa Platz, wenn sie die Wahl haben.

Die Sitzgruppe steht am Fenster, so dass das Tageslicht sie bescheint. Die Wandfläche rings um die Sitzgruppe sollte nicht von Regalen „umstellt“ sein. Zumindest eine freie Wandfläche mit einem ansprechenden Bild unterstreicht den Charakter als Begegnungsplatz.

Pflanzen sorgen für ein angenehmes Raumklima und ein Sideboard zum Abstellen von Kaltgetränken, Kaffee oder Tee steht in Reichweite.

Ein eigener, vom Arbeitszimmer getrennter Empfangsraum kann diese Aspekte noch verstärken. Die Pfarrhausrichtlinien sehen das nicht vor – möglich ist es manchmal trotzdem. Ein solcher Empfangsraum vermeidet einige Probleme:

- ◆ Arbeitszimmer ziehen oft Unordnung an. Warum auch nicht: kreatives Chaos inspiriert und manche Arbeitsvorgänge sind einfach raumfüllend. Für Gespräche mit Gästen ist eine solche Atmosphäre allerdings störend.
- ◆ Bei Gesprächen im Arbeitszimmer sind andere Arbeitsvollzüge präsent. Das Telefon klingelt, herumliegendes Material erinnert an andere Aufgaben.
- ◆ Die Fülle von Literatur, die viele Amtszimmerwände bedeckt, schafft Distanz – zumindest gegenüber Menschen, die zu Hause nur wenige Bücher stehen haben.

Aber auch das kombinierte Arbeits- und Empfangszimmer hat seine Vorteile:

- ◆ Material ist schnell greifbar und kann im Gespräch genutzt werden.
- ◆ Falls zwischenzeitlich dringende Telefonanrufe kommen, ist die Erreichbarkeit gewährleistet und Material

(Terminkalender, Notizzettel etc.) zur Bearbeitung des Anrufs vorhanden. Allerdings ist es nicht erstrebenswert, dass ein persönliches Gespräch durch Telefonate unterbrochen wird.

- ◆ Briefe oder Formulare können direkt am Computer erstellt werden.
- ◆ Es entsteht wenig Zeitverlust durch Gespräche. Arbeiten können direkt unterbrochen und danach wieder aufgenommen werden.

Wichtig ist in beiden Fällen: Der Raum, in dem Besucher empfangen werden, hat Stil. Er ist stimmig mit der Gastgeberin bzw. dem Gastgeber und strahlt das Interesse aus, dem Gast seinen Besuch angenehm zu machen.

◆ TIPPS

Ortstermin

Laden Sie Bekannte ein, einmal mit Ihnen das Pfarrbüro und / oder Amtszimmer zu begehen und Ihnen ihre Eindrücke mitzuteilen. Wie äußern sich Menschen, denen die Räume vertraut sind, wie diejenigen, die einen ersten Eindruck bekommen?

Anregung von anderen einholen

Achten Sie bewusst darauf, wie andere Räume gestaltet sind, in denen Kundenkontakte gepflegt werden. Was ist Ihnen selbst dort angenehm? Was kommt als Anregung für den eigenen Empfangsbereich in Frage?

Gespräche in entspannter Atmosphäre

Führen Sie Gespräche auch dann, wenn Sie eigentlich schon woanders sein müssten? Dann spürt auch Ihr Gegenüber den Druck und Sie werden unaufmerksam für sein Anliegen. Wenn es für Sie unmöglich ist, sich wirklich auf ein Gespräch einzulassen, ist es Ihre Aufgabe, den Kontakt zu verschieben. Sagen Sie freundlich und deutlich, warum Sie jetzt kein längeres Gespräch führen können und bieten Sie eine andere Möglichkeit an. Je nach Gesprächsinhalt kann es auch sinnvoll sein, die begrenzte Zeit zu Beginn anzusprechen. Bei einer begrenzten Zeitvorgabe ist für beide Seiten der Rahmen klar, in dem ein Anliegen besprochen werden kann. Ihr Gegenüber kann entscheiden, ob ihm das aus-

reicht und Sie müssen nicht bangen, dass es wirklich „nur eine kurze Sache“ ist.

Überblick behalten

Halten Sie Ihren Besuchertisch und die Arbeitsfläche Ihres Schreibtisches möglichst frei – das hält auch Ihre Aufmerksamkeit frei für das Anliegen des Gegenübers.

Klima schaffen

Sorgen Sie im Empfangsbereich für angenehmes Klima (Beleuchtung, Blickfang z.B. durch Tischdekoration oder Bilder).

Wartebereiche gestalten

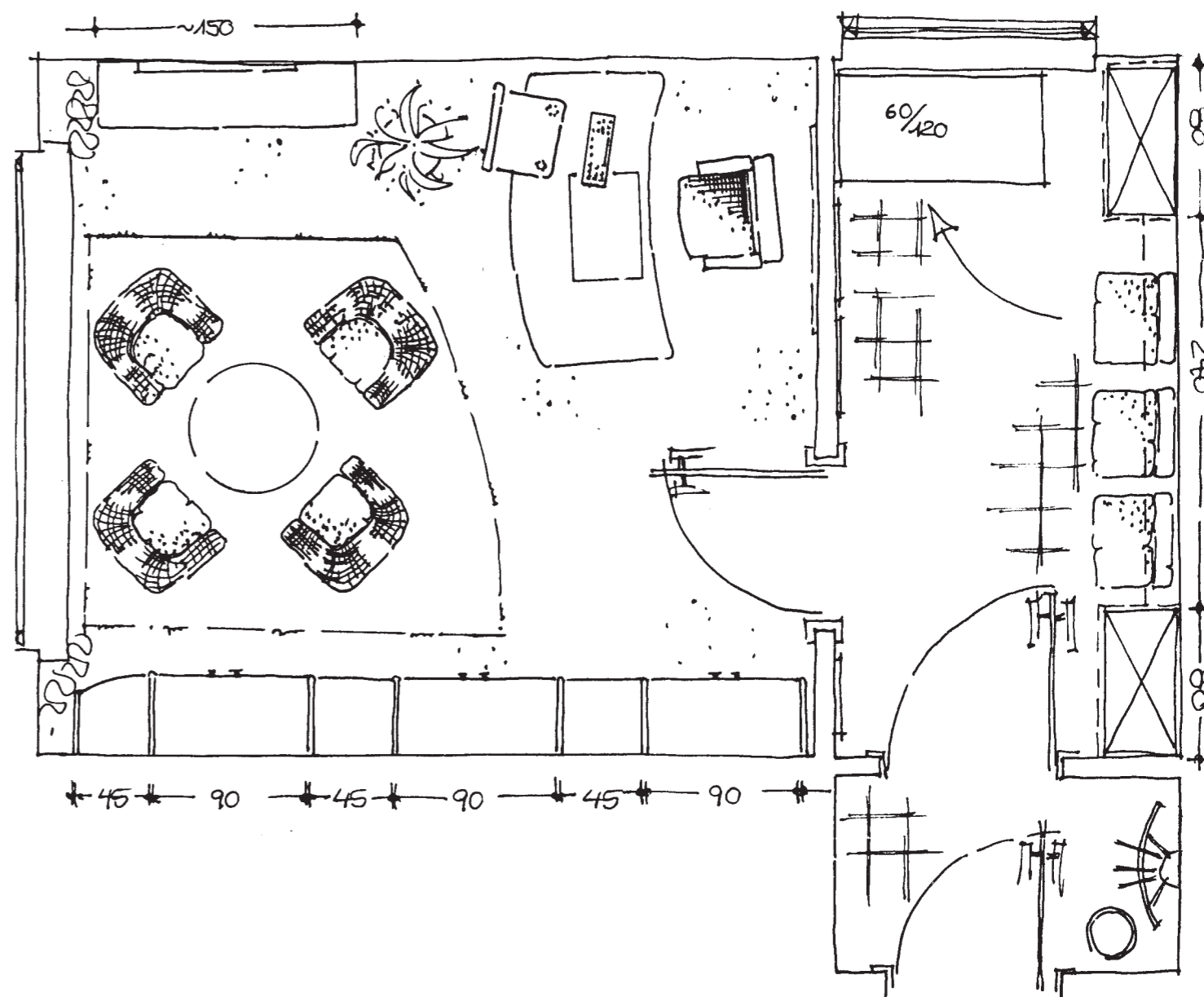
Wo Besucherinnen und Besucher warten, verdient der dafür vorgesehene Bereich besondere Aufmerksamkeit. In Pfarrhäusern sind die (baulich vorgesehenen) Warteräume selten geworden, aber auch da ist es hilfreich, einen Platz zu haben, wo ein Gast kurz zum Platz nehmen eingeladen werden kann, während man selbst sich auf das Gespräch vorbereitet.

Bei Gemeinde- oder Friedhofsbüros, die in Gemeindehäusern platziert sind, leistet ein angenehm gestaltetes Foyer mehrere gute Dienste: Die Gäste können in angenehmer Atmosphäre warten und sitzen zugleich im „Wohnzimmer“ der Gemeinde. Dabei nehmen sie viel vom Stil und Klima des Ortes auf. Eine (sparsame) Auswahl an Material (Gemeindeprospekt, Gemeindebrief) gibt Gelegenheit, sich näher mit der Gemeinde zu befassen. Auch die Kirchenzeitung kann hier ausliegen – als Leseangebot für alle Gemeindeglieder.

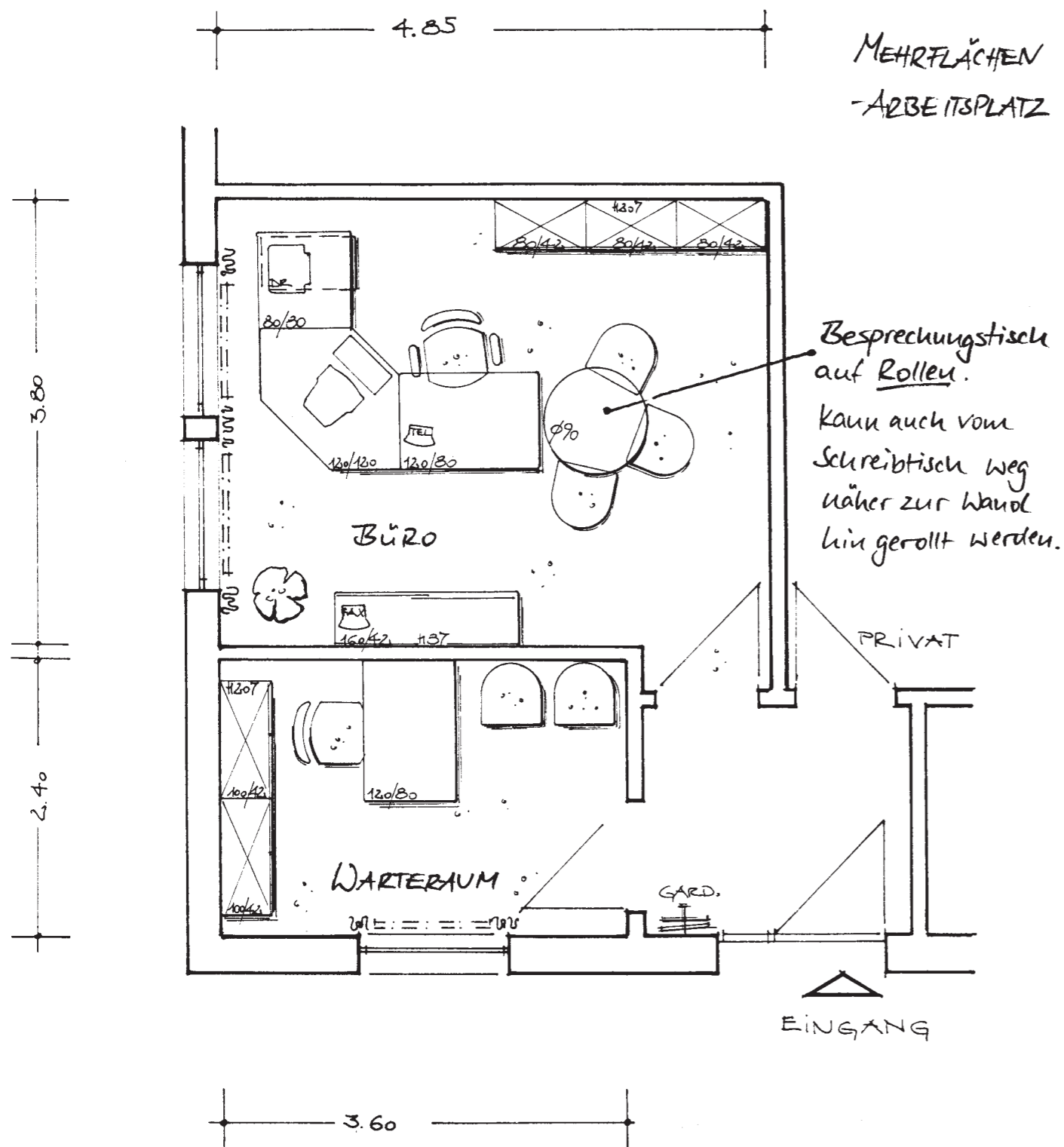
Hansjörg Federmann
Anregungen von Katja Krieger
und Patrizia Mickert

Zum Beispiel:

Wir haben zwei Hagener Büro-Einrichtungshäuser gebeten, **Entwürfe für ein gastfreundliches Büro** auf der Basis der Pfarrhaus-Richtlinien zu erstellen. Das vorliegende Material stammt von Katja Krieger (Einrichtungshäuser Hüls) und Roland Kinkel/Bernadette Berkenhoff (Bürotechnik Quitmann).



Einrichtungshäuser
Hüls
Vorschlag für Arbeitszimmer



Büroplanung Quitmann GmbH		Telefon (02331) 9 55-0
		Telefax (02331) 9 55-155
Korn.: GEMEINDEBERATUNG		Alle Rechte vorbehalten
EV. KIRCHE		Maßstab: 1:50
		Gezeichnet: S. Zerk
Dat.	Vorschlag	Kd.-Nr.:

Offene Kirchen

Nicht jede Kirche ist eine einladende Kirche. Ob eine Kirche einladend oder eher ungastlich ist, merkt man an zwei Dingen: Ist Ihre Kirche auch außerhalb der Gottesdienstzeiten eine offene, gastfreundliche Kirche und wirkt sie im Inneren freundlich und einladend auf Menschen, die nur mal so vorbeischaun?

Als die Dortmunder St. Marienkirche während der Urlaubszeit ihres Pfarrers keine Vertretung fand, wurden die Gottesdienstbesucher an die nur wenige Meter entfernte Reinoldi-Kirche verwiesen, und an der Kirchentür von Marien wurde das Schild „Betriebsferien“ angebracht. Tags drauf war in der Zeitung zu lesen: „Der liebe Gott macht Urlaub“. Dieses Beispiel zeigt: eine geschlossene Kirche wird anders empfunden als zum Beispiel eine verschlossene Rathaustür. Viele Menschen wollen auch außerhalb der Gottesdienstzeit eine Kirche besuchen. Sie wünschen, die Kirche in ihrer Gestalt und Aussage auf sich wirken zu lassen, in der Kirche sich auszuruhen, sich zu besinnen und vielleicht auch ein stilles Gebet zu sprechen. Wird dieser Wunsch durch eine geschlossene Kirchentür verwehrt, ist ihnen der Ort geraubt, an dem sie sich Gott nahe fühlen, an dem sie sich eine „Auszeit aus dem Alltag“ nehmen können – auch außerhalb der Gottesdienstzeiten.

Weil Gott nicht nur sonntags ein einladender Gott ist, sollten auch unsere Gotteshäuser außerhalb der Sonn- und Feiertage einladend und damit gastfreundlich sein. Viele evangelische Gemeinden sind hier inzwischen dem katholischen Vorbild gefolgt. Sie haben die Erfahrung gemacht, dass es meist

leicht gelingt, Gemeindeglieder zu gewinnen, die zeitweise die Beaufsichtigung des Kirchenraumes übernehmen. Sie begrüßen die Besuchenden, stehen in der Kirche für ihre Fragen bereit, halten den Schriften- und Andachtstisch in Ordnung und achten darauf, dass mit ihrer Kirche sorgsam umgegangen wird. Solch ein „Dienst“ ist nicht nur Arbeit. Es erfüllt viele Gemeindeglieder mit Stolz und Dankbarkeit, wenn sie merken, dass „ihre“ Kirche ankommt bei den Menschen und das auch bei solchen, die sonst nur wenig mit „Kirche“ anfangen können.

Nun ist es sicher nicht jeder Gemeinde möglich, ihre Kirche an jedem Tag von morgens bis abends zu öffnen, doch ist den meisten Gemeinden zumindest eine Öffnung an bestimmten Tageszeiten möglich. Diese Öffnungszeiten sollten Sie durch einen ansprechenden Aushang an der Kirche, durch einen Aufsteller vor der Kirchentür und entsprechende Hinweise im Gemeindebrief bekannt machen.

Eine offene Kirche durch wechselnde Kirchendienste oder Kirchengemeinschaft zu ermöglichen ist aber nur ein Merkmal einer gastfreundlichen Kirche. Menschen, die außerhalb der Gottesdienstzeiten eine Kirche besuchen, kommen mit ganz bestimmten Hoffnungen und Erwartungen in Ihre Kirche: Ob es nun der Wunsch nach Andacht, Ruhe und Besinnung oder kunstgeschichtliches Interesse ist, das die Menschen in Ihre Kirche führt, Sie können diesen Wünschen oft mit ganz einfachen Mitteln entgegenkommen. Das zeigen die folgenden Ideen, die durch den Abschnitt „Zugänge zu geistlichen Inhalten durch bewusste Gestaltung des Kirchenraumes“ in dem Buch „Kirchen erzählen vom Glauben“ von Erika Huschke angeregt wurden.

◆ TIPPS

Musik

Manche Kirchengemeinden laden während der Öffnungszeiten ihrer Kirche mit Orgelmusik zum Besuch ein. Gerade „Marktmusiken“ in der Zeit des Wochenmarktes sind bei Besuchern von Stadtkirchen sehr beliebt.

Für viele Besucher ist es eine ganz neue Erfahrung, zu den Klängen der Orgelmusik nicht still in der Kirchenbank sitzen zu müssen, sondern den Kirchenraum dabei auch durchschreiten und neu erleben zu können. Der Musik lauschend bleiben manche Besuchende länger in der Kirche als gewöhnlich, lassen die Eindrücke der vergangenen Tage Revue passieren, lassen sich von der Musik neu beleben, sprechen stille Gebete. Manche Gemeinden, die keinen hauptamtlichen Kirchenmusiker haben, lassen in ihren Kirchen Orgelmusik von der CD erklingen. Gemeinden, die sich dafür entscheiden, sollten bei der Auswahl der Musik und der Wahl der Lautstärke Fingerspitzengefühl beweisen. Auch diese Musikdarbietungen sollten auf bestimmte Zeiten beschränkt bleiben. Natürlich muss nicht unbedingt Orgelmusik erklingen. Meditative Musik mit anderen Instrumenten ist genauso möglich. Die Stimmung im Raum verändert sich je nach verwendeter Musik erheblich. Probieren Sie aus, was zu Ihrer Kirche passt.

Kerzen und Kerzenleuchter

Kerzen gehören selbstverständlich in eine Kirche. Auch außerhalb der Gottesdienstzeiten sollten in der geöffneten Kirche Kerzen brennen. Ihr Licht weist hin auf Gott, der in Christus das lebendige Licht in die Welt getragen hat. Es gibt zahlreiche Orte in einer geöffneten Kirche, an denen Kerzen aufgestellt und angezündet werden können. Immer sollte eine Kerze am Altar angesteckt sein, sobald der Kirchenraum geöffnet ist. Sie weist den Besuchenden auf die gottesdienstlichen Feiern hin, die in diesem Raum stattfinden. In der Gebetssecke der Kirche (siehe Abschnitt „Gebetswand“) sind Kerzen eine Hilfe, um die Gedanken auf Gott hin zu sammeln. Manche Gemeinden haben in ihrer Kirche einen Leuchter aufgestellt, an denen die Besuchenden selbst Kerzen entzünden können. Oft haben gemeindenaher Künstler einen solchen Leuchter gestaltet oder auch ortsansässige Handwerksbetriebe.

Ausliegende Falblätter sollten zum Kerzenanzünden ausdrücklich einladen, Gedanken erläutern, die sich der Künstler bei der Gestaltung des

Leuchters gemacht hat und aus christlichem Blickwinkel zum Nachdenken über das Licht einladen. Gelungene Beispiele gibt es dazu bereits in verschiedenen Kirchen (nach Huschke: Kirchen erzählen vom Glauben):

„Entzünde eine Kerze, sprich ein Gebet – wenn du kannst – oder denke an jemanden, der Gottes Licht in seinem Leben nötig hat.“

„Wer eine Kerze anzündet, gibt ein Zeichen, er bringt seine Freude und auch seine Trauer, sein Gedenken an bestimmte Menschen oder an brennende Probleme in der Welt zum Ausdruck, er weiß, dass Kerzen eine sammelnde Kraft haben, zum Gebet anregen, die Fürbitte unterstützen. Er hofft, dass mit den Kerzen sein ganz persönliches Anliegen zu Gott in den Himmel emporsteigt.“

„Wir zünden eine Kerze an als Ausdruck des brennenden Glaubens, der tätigen Liebe und der christlichen Hoffnung – Christus, Licht der Welt!“

„Entzünde eine Kerze für den Frieden, halte inne und denke an Menschen, denen du Frieden wünschst. Bedenke, wie du selbst ein Mensch des Friedens werden kannst.“

„Wir zünden an die Lichter der Nacht; unsere Hoffnung fing Feuer, wir alle leben – weil Christus lebt!“

Gebetswand

Hier ist ein Ort in der Kirche gemeint, an dem Besucher zum Beten eingeladen werden und wo sie schriftlich Bitten, Dankgebete und Klagen hinterlassen können. Gestaltet werden kann diese Gebetswand ganz nach den Ideen Ihrer Gemeinde oder einer Ihrer Gemeindegruppen, die sich für diese Gebetswand verantwortlich weiß: zum Beispiel durch Korkplatten in Form eines Kreuzes, einer Taube oder einer Träne, an die man Gebetszettel anheften kann. Wichtig ist, dass der Gebetsort in einer möglichst ungestörten Ecke der Kirche eingerichtet ist, wo auch an Möglichkeiten zum Setzen oder Knien gedacht ist. In manchen Kirchen liegen an solchen Orten Gebetstexte, die Bibel oder das Gesangsbuch bereit und natürlich Zettel und

Stifte, um eigene Gebete niederzuschreiben. Solche Zettel können – wie die Gebetswand – unterschiedliche Farben und verschiedene Formen haben.

Die Erfahrung zeigt, dass das Angebot, eigene Gebete zu formulieren und in der Kirche zu hinterlassen, von vielen Besuchern gerne angenommen wird. In solchen Gebeten steckt oft die stumme Bitte: „Schließt meine Anliegen in Eure Gebete ein.“ Bevor Sie also in Ihrer Kirche eine Gebetswand einrichten, sollten Sie sich Gedanken über den Umgang mit den Gebetsanliegen machen. Soll ein bereits vorhandener Hauskreis sich der Gebete annehmen oder ein eigener Gebetskreis gegründet werden? Oder sollen die Gebetsanliegen in die Gottesdienste einfließen? Auf keinen Fall sollten Sie sie kommentarlos hängen lassen und irgendwann einmal fortwerfen! Denken Sie auch daran, dass manche Menschen sich scheuen, ihre Gebete ganz öffentlich zu machen. Für sie könnte ein verschlossener Sorgenkasten bereit stehen. Gebete und Anliegen, die hier hinterlassen werden, sollten nicht einmal von Ihnen gelesen werden – das sollte auch deutlich auf dem Sorgenkasten vermerkt stehen!

Meditations- und Gebetshilfen

Meditationshilfen sind kleine Texte und Bilder, die zum Nachdenken und Beten einladen. Auch Texte über die Kunstwerke in Ihrer Kirche sollten neben den sachlichen Informationen eine kleine Andacht über das Thema des Kunstwerks bieten. Als Faltschichten zum Mitnehmen könnten solche Meditationshilfen in der Kirche auf dem Schriftentisch oder vor einem Kunstwerk ausliegen. Manche Kirchen haben auch gute Erfahrungen mit Meditationshilfen gemacht, in denen mit Texten, Gebeten und Bildern immer wieder neu über die verschiedenen Stationen des Kirchenjahres nachgedacht wird.

Kirchenführer

Menschen, die außerhalb von Gottesdiensten eine Kirche besuchen, sind oft dankbar für Hinweise über den Raum und die Bedeutung seiner Kunstgegenstände. Die technischen Möglichkeiten, einen ansprechend ge-

stalteten Führer mit eigenen Mitteln herzustellen, haben heute eigentlich alle Gemeinden. Und in den meisten Gemeinden gibt es Menschen, die eine Menge Ahnung über ihre Kirche haben und gerne bereit sind, ihr Wissen für einen solchen Kirchenführer zur Verfügung zu stellen. Vielleicht findet sich ja auch ein ganzer Kreis von interessierten Menschen, die sich für solch ein zeitlich begrenztes Projekt engagieren möchten.

Wege durch die Kirche

Einmal etwas anderes als ein Führer zu den wichtigsten Kunstgegenständen in Ihrer Kirche ist eine Anleitung zu einem Rundgang, auf dem die Besuchenden an alle wichtigen Stationen der Kirche geführt werden. Solch ein Rundgang könnte unter theologischen und lebensgeschichtlichen Gesichtspunkten zusammengestellt und mit ansprechenden Meditationstexten verknüpft werden: Startpunkt ist die Eingangstür (im Westen – als Bereich der feindlichen Welt, des Teufels), weiter geht es über den Taufstein (als Zeichen für die Rettung von Tod und Teufel) zu Kanzel und Altar im Osten der Kirche (als Zeichen für das Heil, das Christus uns geschenkt hat) bis zum Kreuz Jesu (unsere Hoffnung auf ein Leben nach dem Tod).

Schriftentisch

Ein Schriftentisch ist in vielen Kirchen vorhanden, um den Besuchenden Informationen über Ihre Gemeinden und ansprechende religiöse Literatur werben ans Herz zu legen. Die Ausstattung sollte mit großer Sorgfalt betrieben und stets aktualisiert werden. Es wäre hilfreich, wenn Sie in Ihrer Gemeinde eine Person finden könnten, die sich verantwortlich um den Schriftentisch kümmert. Auf einen Schriftentisch gehören der aktuelle Gemeindebrief und – soweit vorhanden – Kirchenführer und Postkarten. Sinnvoll ist es, auch Bibeln, Gesangbücher, Bücher mit ansprechenden Texten und Gebeten (auch speziell für Kinder) anzubieten. Deutlich sichtbar angebrachte Preise, ein verschließbarer, festangebrachter Geldkasten und eventuell eine Kirchengeldkasten schützen vor finanziellen Verlusten.

Der Schriftentisch ist auch der Ort, wo Sie in Ihrer Kirche auf Ihre Gemeinde hinweisen können. Hierin gehören alle Informationen, die Ihnen für Ihr Gemeindeleben wichtig sind, und die den Gästen Ihrer Kirche zeigen, bei wem sie zu Hause sind. Vielleicht machen solche Infos ja zufällig hineinschneidende Besucher Ihrer Kirche neugierig auf das, was sich nebenan in Ihrem Gemeindehaus abspielt?

Sabine Drecoll



ZUM WEITERLESEN:

Erika Huschke: Kirchen erzählen vom Glauben, Hamburg 1995

Zum Beispiel:

Klingender Kirchenführer – Immanuel-Kirchengemeinde Dortmund-Marten

„Hallo und herzlich willkommen, ich bin Christian Höfener-Wolf, Pfarrer der Immanuel-Gemeinde. Ich begleite sie nun bei einem Rundgang durch unsere denkmalgeschützte Kirche.“ Wohlgeruhend klingt die Stimme des Pfarrers im Ohr der Besucher, doch der „Gemeindechef“ ist gar nicht da. Die Besucher nutzen den neuesten Service der Immanuel-Gemeinde: Kirchenführung mit Walkman.

Die akustische Kirchenführung ist ein weiterer Baustein in dem Konzept „offene Kirche“ der Dortmunder Vorortgemeinde. Entstanden ist das Konzept in den vergangenen drei Jahren. Die Gemeinde wollte sich ihrem Schicksal nicht einfach ergeben. Die Immanuel-Gemeinde ist eine normale Gemeinde mit allen zur Zeit typischen Problemen (nachlassender Gottesdienstbesuch, Kirchaustritte, Gruppenleben wird hauptsächlich von Älteren getragen). Um diesem Trend entgegenzuwirken, sollten Hemmschwellen abgebaut werden, damit es Menschen leichter fällt, wieder in die Kirche oder das Gemeindehaus zu kommen. Es hat sich gezeigt, dass Kunst und Kultur geeignet sind als Mittel der Verkündigung. Wenn im Gottesdienst z.B. Bands, Chöre oder Theatergruppen auftreten, schnellen die Besucherzahlen in nicht für möglich gehaltene Größenordnungen empor. Menschen, die sonst nicht gekommen wären oder schon lange keinen Gottesdienst mehr besucht haben, finden den Weg in die Kirche.

Knopf im Ohr – Pfarrer Christian Höfener-Wolf lauscht dem klingenden Kirchenführer.



Wir haben geöffnet – ein Aufsteller weist Passanten auf das Angebot hin.

Auch Konzerte mit religiösem Hintergrund außerhalb der Gottesdienste haben sich bewährt. Künftig sollen in der Immanuel-Kirche auch Ausstellungen stattfinden.

Apropos geöffnet. Die klassischen Gemeindegruppen treffen sich nachmittags oder abends. Eine Gruppe junger Frauen wollte sich damit auf Dauer nicht abfinden. Sie hat das „Marktfrühstück“ gegründet. Jeden Donnerstag, wenn Wochenmarkt im Ort ist, laden die Frauen zum Frühstück in das Kirchzentrum ein. Das „Marktfrühstück“ hat Menschen den Weg zur Gemeinde ermöglicht, die vorher nicht gekommen waren. Das „Marktfrühstück“ ist inzwischen am Donnerstag der Treffpunkt in Marten. Es wird nicht nur gefrühstückt. Es gibt öfter ein inhaltliches Programm und regelmäßig kommt der Pfarrer zu Gesprächen vorbei. Das „Marktfrühstück“ ist im Konzept „offene Kirche“ der Prototyp für eine moderne Gemeindegruppe.

Auch das Kirchgebäude selbst hat die Gemeinde in der Woche an zwei Nachmittagen wieder geöffnet: Zum Besinnen, Sprechen und Anschauen. Ein Team aus Gemeindegliedern, die vorher in keiner Gruppe aktiv waren, hat sich zusammengefunden und betreut die „offene Kirche“. Vor dem Altar steht ein mehrstufiger schwarzer Ständer aus Gusseisen. Die Besucher können dort Kerzen anzünden und z.B. für andere bitten. Für eine evangelische Kirche eher ungewöhnlich, von den Besuchern aber geschätzt. Außerdem liegt ein „Buch der offenen Kirche“

aus. Ob persönliche Notizen, Klagen oder Lob, alles dürfen die Kirchenbesucher hineinschreiben.

Die denkmalgeschützte Kirche ist wegen ihrer vielfältigen Motive aus der Jugendstilzeit inzwischen weit über den Dortmunder-Westen hinaus bekannt. Eine Fotoagentur hat die schönsten Ansichten festgehalten. Die Bilder liegen als hochwertige Farbpostkarten in der Kirche aus. Ergänzend erklärt ein bebildeter Kirchenführer die Geschichte und künstlerischen Hintergründe. Karten und Führer verschickt die Immanuel-Gemeinde auch auf Wunsch. In Kürze bietet sie darüber hinaus einen Bestellservice per Internet an. Sobald die Seiten – mit Kirchenansichten und Musik – im Netz sind, können sich Interessierte auch auf diesem Wege für eine Kirchenbesichtigung anmelden. Das Angebot sei nötig sagt der Pfarrer, um diese neuen Formen der Kommunikation aktiv zu nutzen. Außerdem melden sich immer häufiger interessierte Besucher an. Damit auch alle die Chance haben, jederzeit eine fachkundige Führung zu genießen, haben die Martener den Rundgang mit Walkman ersonnen.

Der Rundgang dauert etwa 15 Minuten. Eine studierte Historikerin hat ihn zusammengestellt. Keine Sorge, Kunst und Kultur werden für jedermann verständlich erklärt. Pfarrer Höfener-Wolf hat die Texte gesprochen und der Kirchenmusiker hat auf der neuen computergesteuerten Orgel die Musik zu der Führung beigeleitet. Mit moderner digitaler Technik wurden Musik und Ton nicht in einem Studio, sondern in der Kirche aufgenommen.

Die akustische Kirchenführung soll nicht die klassische Führung (von Mensch zu Mensch) ersetzen, sondern ergänzen. Der Walkman und die Cassette werden kostenlos ausgeliehen. Ein Angebot nicht nur für Besucher aus der Fremde, sondern auch für alle Gemeindeglieder. Fazit: Eine für Menschen offene Kirche – öffnet Menschen für die Kirche.

Ulrich Sträter

Kirchenraum als Erlebnis

In schönen, alten Kirchen gehen tagtäglich viel mehr Menschen ein und aus, als sonntags dort den Gottesdienst besuchen. Für manche ist der Kirchenraum so etwas wie eine Oase. Viele bleiben länger, als sie eigentlich wollten, lesen in Kirchenführern, sprechen ein stilles Gebet oder suchen einfach eine Atempause, um ganz zu sich kommen können. Das Übertreten der Schwelle des Kirchenraumes wird von ihnen als ein Hinaustrreten aus dem Alltag empfunden – und als Eintreten in einen Raum, der zum Nachdenken anregt. Durch zufällig erklingende Orgelmusik, durch die Größen- und Lichtverhältnisse, durch beeindruckende Kunstwerke stoßen viele Besuchenden auf ganz persönliche Themen und Fragen. Und das ist kein Zufall: Denn Kirchen sind eben keine Museen oder Besichtigungsräume. Sie reden nicht von vergangener Geschichte, sondern sie reden von dem, was Menschen früher geglaubt haben und was heute noch geglaubt wird.

In jeder Epoche haben Baumeister, Steinmetze, Bildhauer und Maler auf je ihre Weise versucht, ihren Glauben nachzuzeichnen. Mit der Größe des Raumes, der Höhe der Säulen, der Gestaltung der Fenster reden die Künstler zu uns nach wie vor über die Größe Gottes und das Licht, das er in den Menschen ansteckt. Mit der Anordnung von Eingangstür, Taufstein, Altar und Kanzel erzählen sie uns von dem Heil, das Gott in unser Leben gebracht hat. Und mit ihren Gemälden und Skulpturen predigen sie uns die Geschichte Gottes mit den Menschen.

Diese Glaubensaussage erschließt sich den Besuchenden heute aber nicht ein-

fach von selbst. Die Sprache des Raumes muss übersetzt, gedolmetscht werden, um Menschen heute die Glaubensaussage des Kirchenraumes erfahrbar zu machen. Für diese Dolmetscheraufgabe hat sich in den letzten Jahren ein Spezialbegriff eingebürgert: „Kirchenpädagogik“.

Kirchenpädagogik und kirchenpädagogische Begehungen sind dabei etwas anderes als eine Kirchenführung. Kirchenpädagogik erklärt nicht nur den Raum und seine Kunstgegenstände, sie will die Glaubensaussage der Kirche für die Besuchenden lebendig machen, will vermitteln zwischen den Glaubenserfahrungen, die in dem Kirchenraum stecken, und denen der Besuchenden.

Das Wichtigste bei einer kirchenpädagogischen Begehung ist deshalb nicht der Kirchenraum an sich, sondern die Menschen, die gemeinsam den Kirchenraum erleben. Diese Menschen machen die kirchenpädagogische Begehung ein und derselben Kirchen immer wieder neu und anders, je nachdem, welche Fragen und Zweifel, Gefühle und Probleme, Informationen und Erinnerungen sie in den Kirchenraum hineinbringen. Kinder und Jugendliche bringen ihre Weltsicht und ihre Offenheit für neue Entdeckungen in den Kirchenraum ein; Erwachsene tragen ihre vielfältigen Lebenserfahrungen ein, Kirchenferne bringen Anfragen an den christlichen Glauben mit und gemeindenahe Menschen ihre jeweils ganz persönlichen religiösen Erfahrungen. So unterschiedlich die Zugänge aber auch sind, eines gilt für alle Besuchenden: Sie erleben durch die sinnliche Begehung der Kirche den Kirchenraum auf ganz besondere Weise und bekommen einen neuen Blick auf das, was er vermitteln möchte.

Und das gilt nicht nur für besonders alte oder touristisch bedeutsame Kirchen. Denn das Entscheidende für eine kirchenpädagogische Begehung ist in jeder Gemeinde vorhanden: der Kirchenraum mit seinen Ausmaßen, seiner Akustik, seinen Kunstwerken, dem Altar, der Kanzel usw. Um diese Dinge erfahrbar zu machen, müssen sie für die Besuchenden in Szene gesetzt, dramaturgisch inszeniert werden und das geht schon mit ganz einfachen Mitteln:

mit Stille, mit Gesängen, mit aufmerksamem Beobachten. Beachten sollten Sie nur, dass die einzelnen Elemente, die Sie für eine kirchenpädagogische Begehung auswählen, zusammen einen Spannungsbogen bilden.

Dafür hat es sich bewährt, eine kirchenpädagogische Begehung in vier Phasen aufzuteilen: In der ersten Phase sollten Sie mit Elementen beginnen, die eine leichte und spielerische Annäherung an den Kirchenraum ermöglichen. In der zweiten Phase, der des Entdeckens, kommt es dann zu einer ersten Wahrnehmung des Kirchenraumes und seines Inventars. Die intensivste Phase ist die Phase der Verdichtung bzw. Vertiefung, in der die bereits gemachten Wahrnehmungen und Erfahrungen mit dem Kirchenraum mit den eigenen Anfragen und Gefühlen in Beziehung gesetzt werden. Der Abschluss einer kirchenpädagogischen Begehung sollte mit einer bewusst gestalteten Phase der Rückkehr in die Alltagswelt erfolgen. Bewährt hat sich bei kirchenpädagogischen Übungen, dass am Ende der Phase des Entdeckens und der Vertiefung Gelegenheit zu einem Austausch über die Erfahrungen und Entdeckungen gegeben wird.

Was auf den ersten Blick vielleicht theoretisch und schwer klingt, ist in der Praxis sehr einfach: Gelungene und einfach nachzuahmende Bausteine für die Inszenierung einer kirchenpädagogischen Begehung finden Sie in der Praxishilfe „Der Religion Raum geben“ von Thomas Klie. Ihr sind größtenteils die folgenden Anregungen und Ideen entnommen. Probieren Sie einige der folgenden Anregungen doch einmal in Ihrem Kirchenraum aus – vielleicht eine kirchenpädagogische Andacht mit einem Gemeindeglied, eine kirchenpädagogische Führung für Neuzugezogene oder eine Kirchenbegehung mit Kindern oder Konfirmandinnen und Konfirmanden. Sie werden sehen: Wer einmal eine kirchenpädagogische Begehung mit allen Sinnen erlebt hat und seine Fragen und Anfragen einbringen konnte, sieht den Kirchenraum anschließend mit anderen Augen und hat ihn sich als „seine Kirche“ ganz neu erschlossen.

◆ TIPPS

Einen Lieblingsplatz suchen

Von einem selbst gewählten Lieblingsplatz aus sollen die Teilnehmenden die Stille erfahren und den Raum auf sich wirken lassen. Dieses Element eignet sich besonders gut zu Beginn einer Kirchenerkundung oder auch einer kirchenpädagogischen Andacht. Im weiteren Verlauf der kirchenpädagogischen Begehung bauen die meisten Teilnehmenden zu „ihrem“ Lieblingsplatz eine ganz besondere Beziehung auf und werden auch bei späteren Besuchen in ihrer Kirche dorthin gerne wieder zurückkehren.

Den Raum mit Stille und Klängen erleben

Gesang hat seinen ganz besonderen Ort in einer Kirche; in einer kirchenpädagogischen Begehung bringt er die Kirche selbst zum Klingen. An Gesängen bieten sich meditative Gesänge und Kanons an (z.B. aus Taizé). Für eine mehr meditative kirchenpädagogische Begehung mit Andachtselementen eignet sich auch ein einziges Lied, das beim Einzug auf die Begehung einstimmt, den Verlauf der Begehung immer wieder gliedert und die Gruppe beim Auszug aus der Kirche bei ihrem Weg in den Alltag begleitet.

Glockengespräch

Eine besondere Klangerfahrung ist auch ein Glockengespräch, bei dem sich die Teilnehmenden mit vielen kleinen Glöckchen im Kirchenraum zuläuten. Dieses Glockengespräch sollte mit einer Zeit der Stille beginnen, die das folgende Klangerlebnis besonders eindrücklich macht.

Riechen und Fühlen

Probieren Sie doch auch einmal eine „Blindenführung“ in Ihrer Kirche aus. Dabei führt eine Person eine „blinde“ Person durch den Kirchenraum und lässt sie an interessanten Orten das Inventar der Kirche ertasten. Mit der Ausschaltung des Sehsinns werden intensive Erlebnisse in Gang gesetzt, die durch den Gebrauch von Duftölen noch intensiviert werden.

Den Raum mit Licht erleben

Vielleicht schon vor der Eingangstür, vielleicht auch erst zu einem späteren Zeitpunkt der kirchenpädagogischen Begehung erhalten die Teilnehmenden eine Glasschale mit einem brennenden Tee-Licht, mit dem sie – vielleicht unter Gesang – die Kirche erkunden bzw. ausleuchten. Gerade Kinder und Jugendliche werden durch die Lichterschalen angehalten, einzeln und ruhig schreitend die Kirche zu erkunden. Das Beleuchten lässt sich natürlich besonders gut bei Dunkelheit durchführen und ist dann gerade bei Konfirmandinnen und Konfirmanden sehr beliebt!

Als Element in der Phase der Entdeckung oder Vertiefung können die Teilnehmenden auch mit einer Taschenlampe einen besonderen Ausschnitt in der Kirche eingehender betrachten. Jeder Teilnehmende kann seine Licht-Entdeckung nachher der Gruppe vorstellen und sie raten lassen, in welchem Zusammenhang der gezeigte Ausschnitt steht. Dieses kirchenpädagogische Element eignet sich auch als Element einer kirchenpädagogischen Andacht, wenn gleichzeitig entsprechende Bibeltexte oder selbstverfasste Bildmeditationen verlesen werden.

Details im Kirchenraum nachgestalten

Fenster sind in einer Kirche nicht nur Lichtspender – ihre Formen und Farben geben dem Kirchenraum auch seine besondere Atmosphäre und vermitteln ganz eigene religiöse Aussagen. Kirchenfenster selbst zu gestalten heißt deshalb, sich mit der religiösen Bildsprache der Kirchenfenster zu befassen und eigene kreative Bilder für die theologischen Inhalte zu suchen. Ein Kirchenfenster zu gestalten ist ein etwas aufwändigeres, aber sehr eindrucksvolles Element in einer kirchenpädagogischen Begehung. Auf Papier kann zunächst eine Vorlage gemalt werden, die dann unter eine Glas- oder Plexiglasscheibe gelegt und übertragen wird. Dabei kann auch der Bleiglasereffekt mit schwarzen Linien um die Farbfelder imitiert werden. Mit weniger Material- und Zeitaufwand können kopierte Fenstervorlagen ausgemalt werden. Die selbst gestalteten Fenster

sollten anschließend in ihren Aussagen den anderen Teilnehmenden vorgestellt werden.

Sowohl für die Phase des Entdeckens wie des Vertiefens eignet sich die Arbeit an einzelnen Ornamenten, Statuen oder Grabsteinen der Kirche. Vielleicht haben die Teilnehmenden in der Phase der Annäherung schon bestimmte Details des Raumes intensiv wahrgenommen und sich vielleicht schon ein Lieblingsornament ausgewählt. Besonders bei Kindern, aber nicht nur bei ihnen, entsteht dann schnell der Wunsch, diesen Eindruck mit nach Hause zu nehmen. Mit Goldfolie kann ein Detail der Kirche einfach kopiert werden: die Folie darauf legen und andrücken, dabei vielleicht mit einem stumpfen Gegenstand nachhelfen. Auf diese Weise wird das selbstausgewählte Detail des Kirchenraumes auf ganz besondere Weise „begriffen“. Inschriften in Grabsteinen in der Kirche können mit Hilfe von Pergamentpapier und einem Bleistift einfach abgepaust und später gedeutet werden. Regelrechte Kunstwerke entstehen, wenn man dünnes, aber stabiles schwarzes Papier auf Ornamente legt und mit der flachen Seite einer metallfarbenen Kreide darüber reibt. Über das Abpausen der Grabsteine können Sie zu Gesprächen über die möglichen Lebensgeschichten der Verstorbenen anregen.

Besonders eindrucksvoll ist es – nicht nur für Kinder –, selbst ein interessantes Detail der Kirche „nachzubildhauern“. Dazu eignen sich Ytong-Steine und einfache Werkzeuge wie Feilen und Messer. Für solche Bildhauer-Arbeit muss allerdings 1–2 Stunden Zeit eingeplant werden; zu beachten ist außerdem, dass dieses Element nicht ohne gehörigen Staub abgeht.

Selbstgestaltete Kirchenführungen

Intensiver als bei einer Kirchenführung, bei der eine Kirchenführerin den Besuchenden den Raum erklärt, erleben die Besuchenden eine selbstgestaltete Kirchenführung, bei der sie ihre eigenen Fragen und auch ihr bereits vorhandenes Wissen aktiv einbringen können. In der Entdeckungsphase werden dafür an die Teilnehmenden drei große Schilder mit den Zeichen „+“, „-“ und „?“ verteilt. Ihnen wird

ausreichend Zeit gegeben, sich in aller Ruhe in der Kirche umzuschauen und ihre drei Schilder zuzuordnen. Das „+“-Zeichen steht dabei für etwas, was besonders anspricht, das „-“-Zeichen für etwas, was nicht gefällt, das „?“-Schild für etwas, dessen Bedeutung nicht auf Anhieb verständlich ist oder wozu Anfragen bestehen. Die Teilnehmenden setzen auf diese Weise eigene Schwerpunkte. Der anschließende Rundgang durch die Kirche orientiert sich an den ausgelegten Schildern. Die Kirchenpädagogin muss dabei nicht die „perfekte Expertin“ sein – die Anfragen können auch aus der Gruppe heraus beantwortet werden. Es sollte ausreichend Zeit zur Verfügung stehen, auch den positiven und negativen Bewertungen ausgiebig Raum zu geben.

Kirchenführungen auf andere Art können Sie auch durchführen, wenn Sie unter einem Tuch verschiedene Gegenstände verstecken, die als Attribute der Heiligen oder als bekannte Symbole im Kirchenraum zu finden sind: z.B. eine Taube, ein Engel, die Evangelistensymbole, ein Fisch, etc. Die versteckten Gegenstände können durchaus Plüschtiere sein. Jeder Teilnehmende „zieht“ sich nun einen Gegenstand, geht im Kirchenraum auf die Suche und legt seinen Gegenstand vor dem richtigen Ort ab. Mit Kindern kann anschließend ein Rundgang durchgeführt werden, bei dem nach der Bedeutung der Gegenstände gefragt wird. Erwachsene können die Aufgabe bekommen, sich mit Hilfe von Bibeln und Heiligenlexika eine Geschichte: „Wie und warum ist der Gegenstand in die Kirche gekommen?“ auszudenken und sie der Gruppe zu erzählen.

Die Geschichte der Kirche lebendig machen

Gerade für eine Gruppe, die der eigenen Gemeinde nahe steht, ist es sehr ansprechend, sich den Kirchenraum über die eigenen Erlebnisse mit diesem Kirchenraum oder die Geschichte der Gemeinde zu erschließen. Dafür könnte sich eine Gruppe in der Phase des Vertiefens unter dem Schlussstein der Kirche versammeln und sich gegenseitig berichten: „Was der Schlussstein erlebt hat?“; „Wie die

ersten Menschen waren, die in dieser Kirche Gottesdienst gefeiert haben“.

Biblische Geschichten lebendig machen

In den meisten Kirchen begegnen uns Bilder und Darstellungen von biblischen Geschichten. Viele dieser Darstellungen erschließen sich den Betrachtenden nicht auf den ersten Blick. Einprägsamer als lange Erklärungen eines Kirchenführers ist es da, die dargestellten Figuren selbst von sich erzählen zu lassen. Die Teilnehmenden können dafür in mindestens zwei Gruppen aufgeteilt werden, die sich verschiedenen Darstellungen widmen. Der Sprecher einer Gruppe erzählt dann – nach ausreichender Vorbereitungszeit – eine biblische Geschichte, zu der die anderen Gruppenmitglieder entsprechende Standbilder nachstellen. Ein solches Element einer kirchenpädagogischen Begehung kann durch bibliodramatische Aspekte intensiviert werden, wenn z.B. verschiedene Figuren unterschiedlicher Darstellungen miteinander ins Gespräch gebracht werden.

Die Geschichte der Namenspatronin/des Namenspatrons nacherleben

Auch viele protestantische Kirchen sind nach bedeutenden Personen des kirchlichen Lebens benannt und weisen in ihrem Inneren Zeichen auf, die auf diese Person hinweisen. Diese Patrone haben meist interessante Lebensgeschichten, die mit Elementen des Bibliodramas rekonstruiert und in eine Kirchenbegehung integriert werden können. Für kleinere Kinder ist es sehr spannend, wenn der Namenspatron in Gestalt der Kirchenpädagogin durch einen Zeitsprung in die Kirche kommt und ihnen die Geschichte „seiner“ Kirche lebendig vermittelt.

Kirchenrallye – nicht nur etwas für Kinder

Veranstalten Sie doch einmal eine Kirchenrallye, vielleicht für ein Gemeindefest, für eine Konfirmandengruppe oder eine Ferien-Spaß-Aktion. Besonders beeindruckend für Kinder ist es, wenn Sie sich als Stiftsherr der Kirche verkleiden (ein Kostüm finden Sie bestimmt in einem Theaterfundus) und in dieser Verkleidung den Kirchenraum aufschließen und erklären.

Für die Gestaltung einer Kirchenrallye sind Ihrer Phantasie je nach Möglichkeiten Ihrer Kirche keine Grenzen gesetzt. Hier nur einige Beispiele:

- ◆ lassen Sie die Teilnehmenden Ausschnitte aus Bildern oder Statuen suchen, die sie zuvor als Bild bekommen haben; eine weitere mögliche Aufgabe wäre, das Bild nach eigenen Vorstellungen zu Ende zu malen
- ◆ lassen Sie die Teilnehmenden überprüfen, wie oft ein bestimmtes Symbol (z.B. Rose, Löwe, Stier usw.) in ihrer Kirche vorhanden ist
- ◆ lassen Sie die Teilnehmenden mit einem dicken Seil oder den eigenen Armlängen die Säulen der Kirche oder ihren Grundriss ausmessen
- ◆ lassen Sie erraten, wer die biblischen Figuren auf den Bildern sind
- ◆ lassen Sie die Teilnehmenden die Höhe der Kirche schätzen. Als eindrucksvolle Auflösung können Sie zum Schluss der Rallye die tatsächliche Höhe mit einem mit Gas gefüllten Luftballon an einer langen Schnur ausmessen und anschließend die Ergebnisse überprüfen.

Auch ein Kindergartenfest könnte sich einmal rund um die Kirche abspielen. Ein Programmpunkt könnte hier solch ein Suchspiel in der Kirche sein, den Abschluss eine Andacht in der Kirche bilden.

Den Kirchenraum ausmessen und mit dem eigenen Körper nachbauen.

In jedem Kirchenraum gibt es so einiges, was sich lohnt, nachzubilden. Das kann mit Materialien und sogar nur mit dem eigenen Körper geschehen: Lassen Sie die Teilnehmenden doch einmal mit ihren eigenen Körpern einen gotischen Spitzbogen nachbauen und anschließend einen Rundbogen. Wenn Sie als Kirchenpädagoge von oben leichten Druck auf die Hände ausüben, erfahren die Teilnehmenden am eigenen Leib die Gesetze der Statik und die Unterschiede zwischen gotischen und romanischen Kirchen.

Eine andere Möglichkeit besteht darin, mit den eigenen Armen oder mit einer ganzen Gruppe die Säulen der Kirche oder den Grundriss auszumessen. Die Höhe des Kirchenraumes kann eindrucksvoll durch mit Gas gefüllte

Luftballons ausgemessen werden. Die Luftballons werden dafür an einer langen Schnur bis an den Schlussstein in die Höhe gelassen. Anschließend messen die Teilnehmenden die Länge der Schnur aus.

Sabine Drecoll



ZUM WEITERLESEN:

Thomas Klie u.a. (Hg.): Der Religion Raum geben – Eine kirchenpädagogische Praxishilfe, Loccum 1999. Zu bestellen beim religionspädagogischen Institut Loccum, Tel. 0 57 66/8 10.

Zum Beispiel:

Kirchenpädagogische Andacht, gefeiert von einer Gruppe westfälischer Vikarinnen und Vikare in der St. Marienkirche Osnabrück

Phase der Annäherung

Die Gruppe trifft sich vor der geschlossenen Kirchentür. Die Kirchenpädagogin verteilt Schalen mit Tee-Lichtern und gibt die Anweisung für den nächsten Schritt.

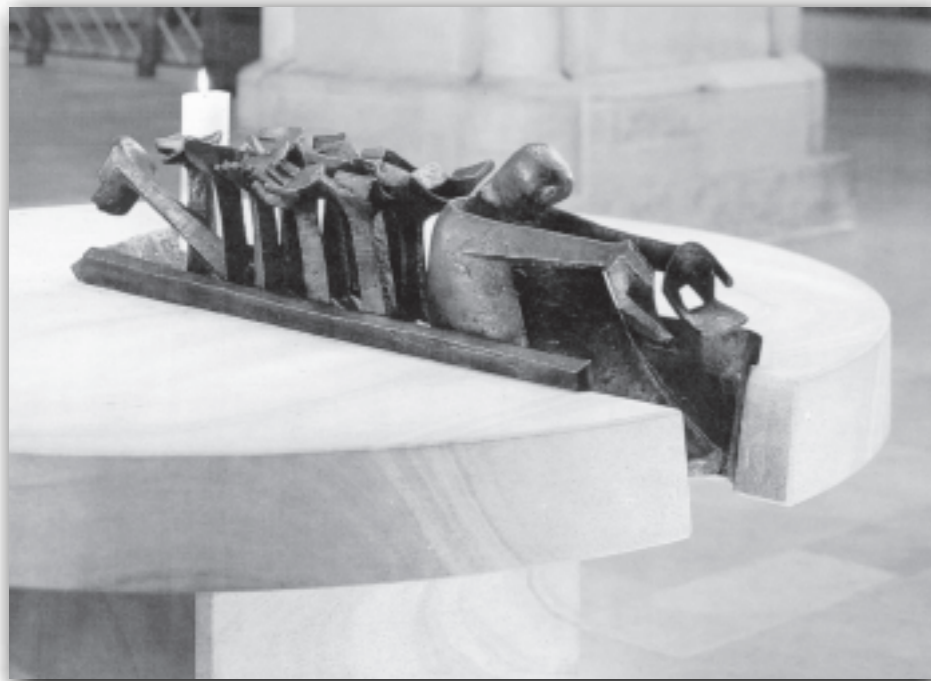
Unter dem Gesang von „Laudate omnes gentes“ und mit einem Tee-Licht in der Hand ziehen dann alle langsam und jede/jeder auf dem Weg, den sie/er möchte, in die Kirche ein. Wenn jede/jeder so weit ist, treffen sich alle an dem Abendmahlsaltar der Marienkirche, der sich zentral im Altarraum befindet, und stellen dort ihre Lichter ab (alternativ kann ein Ort gewählt werden, der an zentraler Stelle im Altarraum mit einem Tuch, einer brennenden Kerze und Blumen festlich gestaltet ist).

Kirchenpädagogin spricht ein Gebet:

Herr, unser Gott.
In deinem Haus suche ich nach dir.
Ich sehne mich nach dir, nach Stille,
nach Frieden, nach Glück.
Da draußen kann ich dich oft nicht finden,
in dem Lärm, in der Hast dieser Welt.
Komm, und rühre mich an.
Lass mich stille werden hier in deinem Haus.
Lass mich deine Hand spüren, die Kraft,
die alles zusammenhält.
Lass mich Ruhe finden in dir und geborgen sein
in deiner Liebe, dass alle Sorgen von mir fallen
in deine Hände.
Gott, ich habe lieb die Stätte deines Hauses.
Amen.

Phase des Entdeckens

Die Kirchenpädagogin fordert die Mitglieder der Gruppe auf, sich in der Kirche umzusehen und sich jeder/jede seinen bzw. ihren Lieblingsplatz zu suchen. Dort soll jeder/jede eine Weile



Abendmahlsaltar der St. Marienkirche Osnabrück mit Bronzeplastik von Heinz Heiber

sitzen bleiben und den Raum still auf sich wirken lassen.

Nach einer Weile stimmt die Kirchenpädagogin das Lied „Laudate Dominum“ an, in das die Besuchenden einfallen, wenn und wann ihnen danach ist. Zunächst sollen alle von ihren Plätzen aus mitsingen und dann – wenn die Kirchenpädagogin aufsteht – langsam wieder nach vorne zum Altar kommen.

Phase der Vertiefung

Die Kirchenpädagogin fordert die Gruppe auf, sich den Abendmahlsaltar mit der eingearbeiteten Bronzeplastik von Heinz Heiber, einer Plastik ohne Namen, genauer anzusehen und sie vielleicht auch zu betasten. Wer mag, soll anschließend seine Assoziationen dazu nennen.

Assoziationen der Besucherinnen und Besucher

Meditation/Dankgebet
Hände, die sich hochrecken, wie aus einem dunklen Schlund.
Voll Verzweiflung strecken sie sich nach oben, flehend und bittend.

Sie sind geöffnet, weil sie nach etwas suchen: nach Schutz, nach Kraft, nach Hilfe.

Sie sind geöffnet, weil sie hoffen, etwas zu empfangen: einen Segen, der von oben kommt.
Davor eine Figur – Jesus. Er beugt sich nach vorne und streckt seine durchbohrten Hände der Gemeinde, uns entgegen – als wolle er uns mitnehmen und tragen, als wolle er uns beschenken, als wolle er uns zurufen: „Legt eure Hände in meine Hände, ich kann euch tragen, ich will euch meinen Segen da lassen.“

Lasst uns beten:
Jesus, unser Herr,
wir kommen zu dir, um unsere Hände in deine Hände zu legen.
Manchmal lastet es schwer auf unseren Schultern.
Manchmal sitzt die Angst tief und unser Atem ist kurz.
Stelle du dich vor uns, nimm unsere Sorge in deine Hände und mach sie uns leichter.
Jesus, unser Herr,
wir kommen zur dir, um bei dir Ruhe zu empfangen.
Allein kommen wir manchmal nicht zur Ruhe.

Schenke du uns in deinen Armen Augenblicke der Stille, in denen unser Herz ruhig und fröhlich werden kann.
Jesus, unser Herr,
wir kommen zu dir, um deinen Segen zu empfangen.
Wir danken dir für alles, was uns an Gutem widerfährt.
Wir danken dir für unsere Freunde, für gute Gemeinschaft und Geborgenheit.
Hab Dank für allen Segen, den du uns schenkst.
Amen.

Phase der Ablösung

Der Abschluss der Andacht erfolgt am Altar. Die Mitglieder der Gruppe reichen sich die Hände, die Kirchenpädagogin bittet Gott um seinen Segen. Alle verlassen jeder/jede auf dem Weg, den er/sie möchte die Kirche und nehmen dabei bewusst Abschied vom vorher neu erlebten Kirchenraum.

Sabine Drecoll

Gemeinderäume

Neben der Kirche ist das Gemeindehaus die Visitenkarte Ihrer Gemeinde. Für die Menschen, die in Ihrer Gemeinde mitarbeiten, und solche, die häufig Veranstaltungen besuchen, ist es sogar so etwas wie ein zweites Zuhause: ein Ort, der ihnen ans Herz gewachsen ist, an dem sie regelmäßig und gern sind und sich wohlfühlen möchten. Dem Gast zeigt die Atmosphäre und Gestaltung des Raumes auf den ersten Blick, ob er willkommen ist. Und auch Menschen, die Ihrer Gemeinde etwas ferner stehen, kommen immer wieder einmal mit Ihrem Gemeindehaus in Berührung:

- ◆ wenn sie jemanden abholen, der bei Ihnen eine Veranstaltung besucht hat
- ◆ bei der Anmeldung einer Amtshandlung
- ◆ wenn sie bei einem Spaziergang am Gemeindehaus auf der Suche nach einer Toilette einmal neugierig hineinschauen
- ◆ auf der Suche nach Informationen über das Gemeindeleben

Der Eindruck, den Ihr Gemeindehaus beim ersten, oberflächlichen Kontakt vermittelt, entscheidet mit darüber, mit welchen Gefühlen die Besuchenden Ihrer Gemeinde und den Veranstaltungen, die in Ihrem Gemeindehaus stattfinden, in Zukunft gegenüberstehen. Und auch den Menschen, die sich in Ihrer Gemeinde bereits zu Hause fühlen, können Sie ihr Zuhause mit aufmerksamem Blick und liebevoller Hand noch lieber machen.

Natürlich ist ein Gemeindehaus kein Wohnzimmer – es muss den Zweck erfüllen, für den es gebaut wurde, aber das heißt nicht, dass es den Charme eines Finanzamtes der 50er Jahre

haben muss! Also gehen Sie doch einmal durch Ihr Gemeindehaus und fragen Sie sich: Welche Botschaft vermitteln die Räume uns selbst und unseren Gästen? Lädt der Eingangsbereich zum Verweilen ein? Macht er vielleicht sogar neugierig auf die dort stattfindenden Angebote? Gibt es dort eine Sitzgelegenheit an der „Schwelle“, von der aus man entspannt schnuppern kann, welche Luft in diesem Haus weht, auch wenn man in den Gruppen der Gemeinde noch keinen festen Platz gefunden hat? Das Wort „Foyer“ stammt vom lateinischen *focarium*: „der Raum mit der Feuerstelle“. Das lässt spüren, was ein Foyer auch heute sein kann: ein wärmender Raum, der einlädt, näher zu treten und sich wohl zu fühlen. Und wie sieht es mit den anderen Räumen aus? Wie ist die Farbe, der Geruch in Ihrem Gemeindehaus? Merkt man ihm an, dass es von Menschen liebevoll gestaltet wird? „Dieses nochmalige Hinschauen ist vor allem darum nötig, weil offenbar diejenigen, die als „Hausbewohner“ tagaus, tagein in vertraut gewordenen Räumen verkehren oder leben, sich an alles gewöhnen können, sogar an kitschige Poster, vertrocknete Blumen, steriles Neonlicht oder abgebrochene Garderobenhaken.“ (Wolfgang Vorländer)

Doch mit Aufmerksamkeit und liebevoller Gestaltung wird es leicht gelingen, die notwendige Funktionalität eines Gemeindehauses mit einer freundlichen Atmosphäre zu verbinden. Aber eine freundliche Atmosphäre ist noch mehr als das. Schon ein Gemeindehaus kann sagen: „Schön, dass Sie bei uns reinschauen! – Schauen Sie sich doch einmal um, vielleicht gefällt es Ihnen ja bei uns und Sie kommen öfter vorbei!“ Diesen Eindruck können Sie auf vielfache Weise vermitteln: Zunächst indem Sie Ihren Besuchenden mitteilen, bei wem sie zu Gast sind. „Wer sind die Mitarbeitenden und wie kann ich sie erreichen?“ – auf diese Fragen sollten Besuchende schon bei einem kurzen Besuch ohne langes Fragen und Suchen eine Antwort bekommen. Ebenso auf die Frage: „Was ist hier Interessantes los und wie kann ich daran teilnehmen?“ Damit können Sie Ihren Gästen schon bei einem kurzen Besuch zeigen: „Unsere Gemeinde

ist für Sie da mit allen Ihren Fragen und Wünschen!“ Und das können Sie auch leben, wenn Sie Ihr Gemeindehaus gastfreundlich und offen gestalten – auch für Menschen, die bisher in Ihrem Gemeindeleben noch keinen Raum hatten.

◆ TIPPS

Freundliche Räume

Überprüfen Sie doch einmal den Eingangsbereich Ihres Gemeindehauses und Ihre anderen Räumlichkeiten: Was kann im Rahmen der baulichen Gegebenheiten getan werden, um Ihr Gemeindehaus so einladend wie möglich zu gestalten? Schaffen Sie eine freundliche Atmosphäre durch ansprechend gestrichene Wände, schöne Bilder, Grünpflanzen oder anderen Blumenschmuck. Räumen Sie weg, was auf Besucherinnen und Besucher abweisend wirkt. Und suchen Sie andere Abstellplätze für Dinge, die nur selten gebraucht werden und nur aus Verlegenheit oder Bequemlichkeit stehen geblieben sind.

Wir sind für Sie da!

Für eine gastfreundliche Atmosphäre ist es wichtig, dass die Besuchenden wissen, bei wem sie zu Gast sind. Gerade im Eingangsbereich Ihres Gemeindehauses sollten Sie deshalb Informationen über sich und Ihre Gemeinde bereithalten. Eine schön gestaltete Infowand oder ein Info-Ständer sollte dafür stets aktuell ausgestattet sein: der neueste Gemeindebrief, Handzettel mit Namen und Adressen der Personen, die für Ihre Gemeinde tätig sind (vielleicht auch mit Bild); Informationen über das aktuelle Veranstaltungsangebot und die entsprechenden Ansprechpartner, handliche Zettel mit Zeiten und Themen der Gottesdienste sollten griffbereit ausliegen. Und zeigen Sie Ihren Besuchern doch auch, dass Sie interessiert sind an ihren Wünschen und Anregungen! Eine nett gestaltete Box mit bereitliegenden Zetteln und Stiften könnte dafür bereitstehen, versehen mit dem Hinweis: „Haben Sie Anregungen für uns? Möchten Sie, dass wir uns bei Ihnen melden oder kennen Sie jemand, der gerne einmal von uns besucht werden möchte? – Dann teilen Sie es uns hier bitte mit!“

Offene Türen

Die Tür des Gemeindehauses ist ein weiteres Schlüsselthema: Wann und wie oft ist sie gastfreundlich geöffnet? Wer kann auf- und zuschließen? Nur einer, der für die jeweilige Veranstaltung zuständig ist, womöglich als letzter kommt und die Gäste bis dahin vor der Tür stehen lässt? Oder alle „Gemeindetreuen“, für die die Aushändigung des Schlüssels natürlich ein Vertrauenszeichen ist – aber zugleich eine deutliche Trennungslinie zieht zwischen denen, die öffnen können und denen, die vor verschlossenen Türen stehen. Gastfreundschaft sorgt für offene Türen. Und sie ist „zuvorkommend“. Sie sorgt dafür, dass jeder, der zu Gast sein möchte, nach Möglichkeit die Tür offen und den Tisch geschmückt findet.

Geschmückte Räume

In vielen Gemeindehäusern sehen die Räume so aus, wie sie schon immer oder spätestens seit der letzten Renovierung ausgesehen haben. Überlegen Sie sich doch einmal, ob Sie nicht ein wenig Abwechslung in Ihre Gemeinderäume bringen können, und machen sie dadurch Menschen immer wieder neu neugierig auf sich und Ihre Veranstaltungen. In manchen Gemeinden sind verschiedene Gemeindegruppen abwechselnd für die Gestaltung und Ausschmückung der Räume verantwortlich. In der Adventszeit vielleicht die Krabbelgruppen, in der Passionszeit der Bibelkreis und der Kindergottesdienst, zu Ostern die Seniorengruppe, im Sommer der Bibelkreis und zum Erntedankfest schmücken die Kindergartengruppen das Gemeindehaus. Ein gut sichtbares Schild „Für die Ausschmückung unseres Gemeindehauses im ... danken wir ...“ macht jedem Gast deutlich, welche Gruppe sich so liebevoll um die Gestaltung der Räume verdient gemacht hat. Durch eine solche Gestaltung gewinnt Ihr Gemeindehaus nicht nur an einer abwechslungsreichen und freundlichen Atmosphäre, sondern Ihre Besucher und auch Ihre „treuen“ Gemeindemitglieder werden immer wieder mit ganz anderen Augen durch die Räume gehen.

Ausstellungen im Gemeindehaus

Ein Gemeindehaus hat viele Wände und auch an diesen hängen oft seit Jahren die gleichen Bilder und biblischen Sinnsprüche, die kaum noch wahrgenommen werden, weil sie ja inzwischen jeder kennt. Auch hier ist Abwechslung willkommen – und wie wäre es da mit einer Abwechslung, die noch dazu nichts kostet? Profi- und Amateur-Künstler in Ihrer Gemeinde sind oft froh über die Möglichkeit, ihre Bilder, Fotos und Werke auszustellen. Bei der Auswahl der Künstler und Bilder müssen Sie sich dabei nicht auf religiöse Themen beschränken. Auch auf den ersten Blick „nichtreligiöse“ Themen können zum Nachdenken und zu engagierten Diskussionen anregen über Fragen, die unseren Glauben betreffen. Menschen, denen Sie für ihre Kunst gastfreundlich Ihre Räume öffnen, sind meist gerne bereit, sich auf einem Gemeindeabend über die Themen und Anliegen ihrer Kunstwerke auszutauschen. Und bei einem solchen „Kunstabend“ oder auch bei einer entsprechenden Ausstellungseröffnung werden Menschen in Ihre Gemeinde hineinschnuppern, die ihr sonst eher fern stehen.

Niedrigschwellige Angebote

Eine solche Ausstellung in Ihrem Gemeindehaus ist ein sogenanntes „niedrigschwelliges Angebot“, bei dem manche Menschen vielleicht das erste Mal die Schwelle Ihres Gemeindehauses überschreiten. Überlegen Sie doch einmal, ob Sie Raum und Möglichkeit haben, Ihr Gemeindehaus noch für andere „niedrigschwellige“ Veranstaltungen zur Verfügung zu stellen, die auch für ferner stehende Gemeindemitglieder attraktiv sind. Viele Gemeinden haben hier gute Erfahrungen gemacht mit:

- ◆ einem wöchentlichen Cafe mit Kinderspielmöglichkeit (vielleicht gerade an Markttagen)
- ◆ einem regelmäßigen Jazz-Frühstück
- ◆ Krabbelgruppen oder Eltern-Kind-Gruppen
- ◆ Sport- und Tanzgruppen für verschiedene Altersstufen

Solche Angebote sind eine gute Gelegenheit für Sie, Menschen in Ihrer Gemeinde heimisch werden zu lassen, die bisher den Weg noch nicht zu Ihnen gefunden haben.

Offen sein für andere

In Ihrer Gemeinde leben viele Menschen, ob nun Gemeindemitglieder oder nicht, die besondere Interessen oder Problemlagen haben, aber oft keinen Raum, um sich zu treffen. Bieten Sie Ihnen einen Raum für sich und ihre Anliegen. Sie zeigen ihnen damit: „Ihr habt bei uns mit Euren Interessen und Sorgen Platz!“ Gemeinden, die solchen Gruppen gastfreundlich Raum geben, erhalten meist viel Bereicherung für ihr Gemeindeleben zurück. Solche Gruppen sind oft gerne bereit, einen Gemeindeabend oder einen Stand auf dem Gemeindefest mit ihrem Thema zu gestalten – und sie sind offen für Menschen Ihrer Gemeinde, die ähnliche Probleme und Interessen haben. Auf diese Gruppen und ihre Angebote und Themen sollte in Ihrem Gemeindebrief oder im Gemeindehaus mit der Angabe einer Ansprechperson hingewiesen werden.

Sabine Drecoll



Zum Beispiel:

Spiel der Farben – Ein Besuch im Gemeindehaus Dortmund-Mengede

„Setzen wir uns doch erst mal ins Foyer.“ Die Küsterin, die mich begrüßt, kommt wenig später mit zwei dampfenden Bechern Kaffee zurück. Die beiden Tische im Foyer sind adventlich dekoriert – in blau, denn blau ist eine der Grundfarben im Gemeindehaus. Blickfang für alle, die hereinkommen, sind die blau leuchtenden Balken des Lichtkreuzes, das in die Wand des Foyers eingelassen ist. „Wenn ich morgens hier ankomme, ist es das erste, was ich anmache“ schildert meine Gesprächspartnerin ihr kleines Gemeindehaus-Ritual.

Neben blau geben die Farben braun, grün, orange und gelb den Ton an, seit das alte Fachwerkhaus vor zwei Jahren saniert wurde. Auf den rauen Lehmwänden wirken sie satt und kräftig, erdverbunden. Das Haus hat dadurch seinen ganz eigenen Stil: Das Presbyterium tagt unter einem blauen Sternenhimmel. Er schmückt die Decke über dem Besprechungstisch. Weiter Horizont für die Leitung der Gemeinde und die anderen Gruppen, die sich um diesen Tisch versammeln.

Weiter Horizont: Das Presbyterium tagt unter dem Sternenhimmel



Der „Sonnenraum“, bei kleinen Gruppen besonders beliebt, strahlt in gelb und orange. Das moderne Gemälde darin ist ein Geschenk des Künstlers und bildet das i-Tüpfelchen.

Selbst in den Toiletten begegnet das Farbenspiel – und noch ein Ausdruck eigenen Charakters: Mitten in den Wandfliesen prangt eine Schmückkachel mit dem Bild der Kirche. Ich bin nicht irgendwo – ich bin in der Gemeinde Mengede! „Unser Pfarrer wollte die Sanitärräume komplett mit diesen Kacheln ausstatten, wir hatten da noch einen größeren Posten. Aber da hat der Innenarchitekt abgeraten. Manchmal ist es wichtig, den zu haben.“

Durch den Umbau sind im Gemeindehaus viele Verknüpfungen von alt und neu entstanden, die etwas vom Charakter der Gemeinde ausstrahlen. Der Krabbelgruppenraum, in dem an diesem Morgen schon Hochbetrieb herrscht, ist kinderfreundlich ausgestattet. Matten, Spielzelt und Spielzeug liegen bereit. Und an der Wand bilden kräftige Eichenbalken das Kreuz. Es sind ehemals tragende Balken des Hauses, die bei der Sanierung ersetzt wurden. Jetzt erinnern sie, für alle sichtbar, an die Hoffnung, die das Gemeindeleben trägt. Auch die alten Kirchenbänke, die lange auf dem Dachboden standen, begegnen an verschiedenen Stellen im Gemeindehaus – im Foyer bilden sie einen reizvollen Kontrast zu den modernen Möbeln und dem Lichtkreuz.

Fast alle Räume sind liebevoll dekoriert. Kerzen und farblich abgestimmte Servietten schmücken die Tische, an denen zweimal wöchentlich der Mittagstisch angeboten wird. Auf den Fensterbänken und den Tischen verbreiten Arrangements mit Keramikfiguren, Zweigen, Glaskugeln oder Engeln adventliches Flair. Die Farbe? Natürlich blau! So verknüpft die Dekoration die verschiedenen Räume. Überrascht erfahre ich, dass dahinter ein eher kleiner finanzieller Aufwand steht. Vieles wird nach dem Umdekorieren bis zum nächsten Einsatz gut aufbewahrt. Schleifenband aus dem großen Adventskranz in der Kirche kommt später in Gestecken im Gemeindehaus zum Einsatz. Die müssen



Setz dich für 'ne Tasse Kaffee: Foyer des Gemeindehauses

trotzdem keinen Vergleich mit Gestaltungsideen aus dem Kreativladen scheuen. In der Gemeinde gibt es viele, die ein Händchen für Dekoration haben.

Wir kehren ins Foyer zurück. Besucherinnen und Besucher des Friedhofsbüros und des Gemeinsekretariats nehmen hier Platz, wenn dort Betrieb ist. Aber auch vor und nach Gemeindegruppen sind die zwei Tische ein beliebter Treffpunkt. Noch eine Tasse Kaffee und ich gehe nicht mehr weg!

Hansjörg Federmann

Von allen Türen, die eine Gemeinde nach außen öffnet, führt der Gottesdienst am direktesten ins Zentrum. Der Gottesdienst ist beides: öffentliches Ereignis und der Ort, an dem eine Gemeinde „die Sache“ feiert und gestaltet: Die frohe Botschaft, das Geheimnis des Glaubens. Offene Gottesdienstformen sind in den letzten Jahren stark gewachsen. Die Kernelemente der Gastfreundschaft lassen sich in Ihnen gut beobachten: ein eigener Stil, der durch die bewusste Entscheidung für diese Gottesdienstform an diesem Ort deutlich akzentuiert wird und der Abbau hemmender Schwellen durch Elemente und Formen, die Menschen intuitiv ansprechen und ihnen aus dem Alltag vertraut sind.

Die dritte EKD-Mitgliedschaftsstudie „Fremde Heimat Kirche“ zeigt deutlich, dass kirchliche – und das heißt meistens: gottesdienstliche – Begleitung an den Knotenpunkten des Lebens gesucht wird. Auch als Gäste bei Taufen und Hochzeiten oder neugierig gemacht durch einen besonders angekündigten Gottesdienst kommen Menschen in die Kirche, die dort lange nicht mehr waren. Welchen Eindruck sollen sie von diesem Besuch mitnehmen?

Ob man sich im Gottesdienst, den man nach längerer Zeit erlebt, fremd oder willkommen fühlt, entscheidet sich schon beim Betreten der Kirche: Steht dort jemand, der die Ankommenen begrüßt? Damit zeigt er oder sie deutlich das Interesse der Gemeinde am ankommenden Gast. Aber es passiert noch mehr. Mit dem persönlichen Kontakt wird eine Vertrauensbasis hergestellt. Fragen können geklärt wer-

den, die Unsicherheit und Hemmungen nehmen: „Wo setze ich mich mit meinem Kind am besten hin?“, „Gibt es besondere Plätze für Hörgeschädigte?“. Wer regelmäßig die Ankommenen begrüßt, erkennt schnell, wer neu ist und sich suchend oder neugierig umschaute. Und kommt auf Ideen, die Gastfreundschaft erleben lassen: „Dort ist unsere Garderobe, wenn sie den Mantel ablegen wollen.“ erfährt einer, der warm eingepackt in die gut geheizte Kirche kommt.

Zum „Standardprogramm“ einer Begrüßung kann es gehören, das Gesangbuch zu reichen und denen, die man nicht kennt, einen kleinen Führer durch den Gottesdienst anzubieten. Diese Materialien erleichtern auch der begrüßenden Person die Kontaktaufnahme. Viel mehr als ein freundliches „Guten Morgen“ braucht es dann auch nicht mehr. Manch einer, der in Gedanken schon im Gottesdienst angekommen ist und Stille und Sammlung sucht, ist mit einem freundlichen Nicken am zufriedensten. Wer regelmäßig Begrüßungsdienst macht und Wertschätzung für diese Aufgabe erfährt, entwickelt bald ein gutes Gespür dafür, was zu den Ankommenen am besten passt. Es ist hilfreich, wenn der Begrüßungsdienst in einem festen Kreis von Menschen organisiert ist, die sich gelegentlich austauschen und anregen – und dabei durch Pfarrer oder Pfarrerin begleitet werden.

Die Begrüßung an der Tür macht eine Begrüßung innerhalb des Gottesdienstes nicht überflüssig. Sie strahlt die Herzlichkeit und Freude aus, die eine gastfreundliche Gemeinde prägt und verknüpft sie mit der gemeinsamen Feier des Gottesdienstes.

Der Gottesdienst ist ein lebendiger Dialog. Martin Luther hat dieses Geschehen so beschrieben: „Gott redet mit uns durch sein Wort und wir antworten ihm durch Gebet und Lobgesang.“ Für Menschen, denen der Ablauf des Gottesdienstes nicht gut vertraut ist oder die eine andere Liturgie gewohnt sind, gibt es manche Schwierigkeiten, in diesen Dialog hineinzukommen. Liturgische Stücke kommen unvermittelt, weil sie für die Gottesdienstgemeinde selbstverständlich sind. Sich an den richtigen Stellen zu setzen und zu er-

heben erfordert erhöhte Aufmerksamkeit. Aber es gibt verschiedene Möglichkeiten, Menschen, die in unseren Gottesdiensten zu Gast sind, das Hineinfinden in den Dialog mit Gott zu erleichtern. Zum Beispiel eine Gottesdienstübersicht, die auf die Bedürfnisse von Besucherinnen und Besuchern zugeschnitten ist. Wenn sie schön gestaltet ist, wird sie vielleicht als Souvenir mit nach Hause genommen und erinnert dort an das Angebot des Gottesdienstes. Deutliche Gesten von Liturg oder Liturgin machen es leicht, in die richtige Haltung zu finden. Und schließlich: Was den Gottesdienst für die regelmäßige Gemeinde heimatlich macht, das Wiederkehren gleicher, vertrauter Stücke, kann auch im einzelnen Gottesdienst vorkommen: Ein Liedvers, der an mehreren Stellen wiederholt wird, sich dabei vielleicht vom einfachen Gesang bis zum Kanon oder zur Mehrstimmigkeit steigert. So erleben auch Gäste Vertrautheit und gewinnen Ausdrucksmöglichkeiten für ihr Lob und ihre Klage.

Gottesdienstbesucherinnen und -besucher bringen – je nach Alter und Lebenssituation – besondere Bedürfnisse mit. Ob diese ernst genommen werden, prägt besonders bei vereinzeltm Gottesdienstbesuch den Eindruck, den sie mit nach Hause nehmen. Eltern mit kleinen Kindern stehen von sich aus unter hohem Druck, dass ihr Kind im Gottesdienst stört und tun meist einiges dafür, es still zu beschäftigen. Wenn die Gemeinde sie dabei unterstützt, etwa indem ihnen jemand Bilderbücher bringt, werden sie das als sympathisches Zeichen wahrnehmen, hier mit ihrem Kind willkommen zu sein. Manchmal ist es das Beste, das Kind nicht dauernd am Platz festzuhalten, sondern umherlaufen zu lassen. Ein Blickkontakt mit der Person, die man schon von der freundlichen Begrüßung am Eingang her kennt, kann vergewissern, dass das in dieser Kirche akzeptiert wird.

Da Kinder im Gottesdienst auch von einzelnen als störend empfunden werden, ist es wichtig, in der Gemeinde zu einer Verständigung über diesen Punkt zu gelangen. Sinnvoll ist es, zu überlegen, welche Teile des Gottesdienstes objektiv durch Kinder gestört werden

(vor allem Predigt und Lesungen, bei denen es auf das Verfolgen des Wortlautes ankommt) und bei welchen es eher Geschmackssache ist, ob man sie als störend empfindet (Lieder, alle Texte, die regelmäßig Teilnehmende auswendig können). Entsprechend kann man Eltern mit Kindern anbieten, während der Predigt einen Nebenraum aufzusuchen, der dann auch entsprechend gestaltet sein sollte.

Die Verabschiedung am Ausgang ist eine wichtige Geste. Ein Blick lässt spüren, wie die Menschen nach Hause gehen, ein Händedruck strahlt Wärme aus und trifft damit ein Grundbedürfnis vieler Menschen: Eine Begegnung ist dann vollständig, wenn ein persönlicher Abschied stattgefunden hat.

◆ TIPPS

Verschiedene Perspektiven

Nehmen Sie die Gottesdienste aus der Perspektive unterschiedlicher Besuchergruppen wahr. Befragen Sie Alte, Erwachsene, Eltern und Jugendliche, regelmäßig und selten Teilnehmende, was ihnen im Gottesdienst wichtig ist. Innerhalb der vertrauten Form kann so das Repertoire an musikalischen Formen und das Bewusstsein für die Mitfeiernden erweitert werden.

Gottesdienst-Test

Wenn Sie aus dieser Meinungserkundung eine größere Aktion machen wollen, ist vielleicht der „Gottesdienst-Test“ durch einen Prominenten ein zugkräftiger Aufhänger: Eine aus dem öffentlichen Leben bekannte Person berichtet im Gemeindebrief über ihre Erfahrungen im Gottesdienst.

Etwas für Kinder

Legen Sie für Eltern mit kleinen Kindern einige Bilderbücher bereit. Gut geeignet sind die Einzelgeschichten aus der Neukirchener Kinderbibel, die es als preiswerte Hefte gibt. Auch Malutensilien, die bei Bedarf an die Eltern weitergegeben werden, sind gut. Vielleicht ergibt sich die Gelegenheit, einmal günstig an einen Posten Stofftiere (Kirchenmäuse??) zu kommen, die die Kinder nach dem Gottesdienst mitnehmen können – verbunden mit der Einladung zum Kindergottesdienst.

Für gutes Hören sorgen

Sorgen Sie für optimale Akustik. Das gilt sowohl im Blick auf alte und hörgeschädigte Menschen, als auch gegenüber Kindern und anderen „Geräuschquellen“. Deutliche Sprache darf man von Pfarrerin und Pfarrer als Profi erwarten. Auch Lektorinnen und Lektoren sollten entsprechend geschult werden. Das Institut für Aus-, Fort- und Weiterbildung der Ev. Kirche von Westfalen bietet unter dem Titel „Lesen lernen leicht gemacht“ entsprechende Fortbildungen an, die auch in der Region durchgeführt werden (Tel.: 02304 / 755-147 oder -258). Wirken in einem Gottesdienst mehrere Personen aktiv mit, dann achten Sie besonders auf Mikrofonausstattung und -verwendung. Der ärgste Feind der Verkündigung ist mangelhafte Tontechnik.

Gottesdienstführer

Bieten Sie einen Gottesdienstführer für Gäste an. Ähnlich der ersten Seite mancher Speisekarte kann er mit einer Begrüßung und interessanten Hinweisen zur Kirche beginnen. Da der Führer nicht alle liturgischen Feinheiten und Varianten berücksichtigen kann, sollte der Hinweis nicht fehlen, dass Gottesdienste eine lebendige Sache sind und manchmal kreative Veränderungen erfordern. Wichtig ist aber,

dass alle Texte enthalten sind, die die Gemeinde spricht oder singt. Am Ende können Sie einen schönen Feiertag wünschen – und zu einem Wiedersehen im Gottesdienst einladen. Auch eine verständliche Erklärung einzelner Gottesdienstelemente (Kyrie, Segen) könnte im Gottesdienstführer Platz finden. Wenn es hier Aha-Erlebnisse gibt, wird der eine oder die andere diesen Text sicher gern mit nach Hause nehmen.

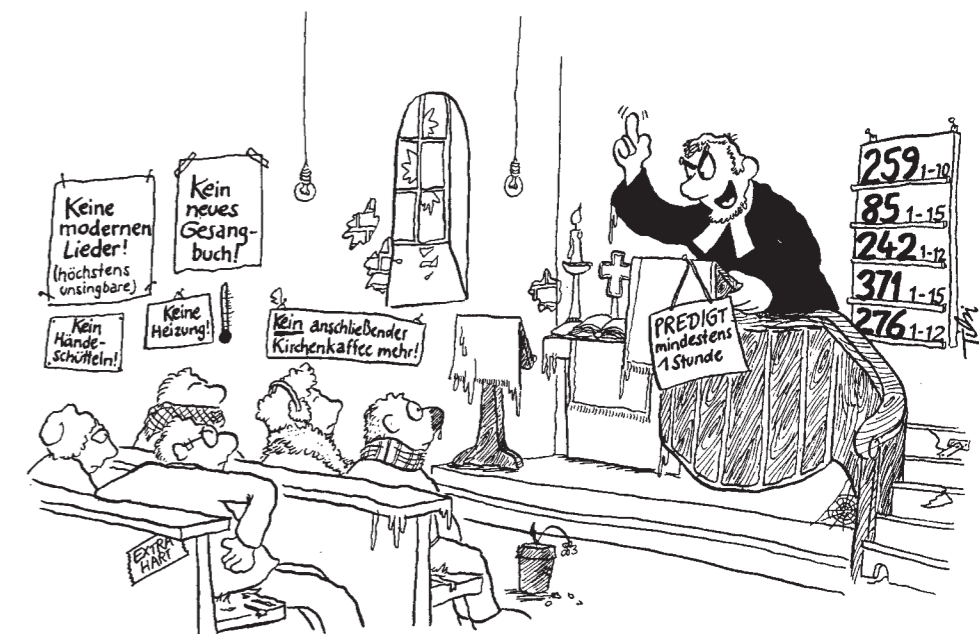
*Hansjörg Federmann
Anregungen von Gerd Kerl*

ZUM WEITERLESEN:

Fritz Baltruweit, Günter Ruddat: Gemeinde gestaltet Gottesdienst. Arbeitsbuch zur erneuerten Agenda, Gütersloh 1994

Jürgen Mette: Impulsbuch offener Gottesdienst. Material für Gottesdienste mit Kirchendistanzierten, Wuppertal 1998

Wolfgang Vorländer: Gottes Gastfreundschaft im Leben der Gemeinde, Kapitel 6: Der Gottesdienst als Fest, Stuttgart 1999



„Den Vorwurf, wir wären eine Wohlfühlkirche, diesen Vorwurf lassen wir nicht auf uns sitzen!“

Zum Beispiel:

Blumenschmuck mit Leidenschaft – Martin-Luther-Kirchengemeinde Witten

Frau Geldmacher, in der Wittener Martin-Luther-Kirche sorgen Sie für den Blumenschmuck. Von Beruf sind Sie Gärtnerin. Sie haben für diesen und nächsten Sonntag, die beiden letzten im Kirchenjahr, ein besonderes Gesteck vorbereitet. Worauf haben Sie dabei Wert gelegt?

Das Gesteck ist ein Sinnbild dieses Volkstrauertages, da geht es um Leiden und Sterben. Das hochgereckte, trockene Holz drückt etwas davon aus. Dann der Stacheldraht, der Gefangen-



Zu Festtagen etwas Besonderes – Liesel Geldmacher mit ihrem Altarschmuck zum Volkstrauertag.

schaft und Unfreiheit symbolisiert. Und die weiße Lilie, die darin ist, ist für mich einfach das Zeichen der Unschuld und die roten Rosen auch wieder ein Zeichen der Liebe, dass unser Gott die Menschen, die leiden, vielleicht auch um seines Namens willen, an dieser Stelle tröstet. Das ist es, was ich mir dabei gedacht habe.

Gibt es bei den Blumen eine besondere Symbolsprache?

Es gibt eine Symbolsprache, mit Sicherheit. Die weiße Lilie ist einfach das Zeichen der Unschuld. Und die rote Rose ist das Zeichen der Liebe, kann natürlich auch einen Blutstropfen

bedeuten. Ich meine, an sich bin ich nicht so ein Freund dieser strengen Übertragung „diese Blume bedeutet das“. Aber die Lilie und die Rose, die werden sofort mit bestimmten Begriffen verbunden – und eigentlich auch zu Recht.

Gibt es Blumen, die für die Kirche besonders geeignet sind?

Ja, ich denke schon. Von der Form her sollten es einfach möglichst große Blumen sein, zum Beispiel Sonnenblumen, gerade wenn ich eine große Kirche habe, wo es dann auch auf Entfernung wirken muss. Kräftige Farben sind natürlich auch immer sehr wichtig.

Und welche, die man dort lieber nicht verwenden sollte?

Nö. Ob das Zweige sind, ob das Blätter sind. Ob das Gladiolen sind... nein, es gibt keine Blumen, die ich nicht verwenden würde. Eigentlich geht alles. Ich habe zum Beispiel oft mit einem ganz ungewöhnlichen Stück gearbeitet. Am Parkplatz zu unserem Geschäft gibt es einen Feigenbaum, der in einem sehr kalten Winter ganz weit zurückgefroren ist. Diese trockenen Zweige und Stangen habe ich dann in Gestecken für unsere Kirche verwendet. Und dass es nun gerade Holz von einem Feigenbaum war... Sie kennen ja die Geschichte vom unfruchtbaren Feigenbaum.

Was war Ihre schönste Rückmeldung, die Sie bekommen haben?

Auf eine Dekoration an Karfreitag mit drei Kreuzen. Da haben wirklich Leute noch am gleichen Tag angerufen und haben sich bedankt und gesagt, es hätte sie den ganzen Gottesdienst über beschäftigt und sie hätten aus dieser Predigt und dem Altarschmuck, was einfach zusammen gepasst hat, viel mitnehmen können. Ich denke, was Schöneres kann einem nicht passieren. Aber es kommen auch einfach so die Begegnungen, wo man sich begrüßt und dann kommt: „du, das war gut letzte



Woche“. Und dann weiß man, was gemeint ist und es tut gut. Das motiviert immer aufs Neue.

Wie viel steckt von Ihnen selbst in so einem Altarschmuck?

Natürlich, ich mache es so, wie ich es mir vorstelle und ich denke, es kommt an, es wirkt. Es soll allerdings nicht der Hauptzweck der Sache sein. Zweck soll sein, dass wir den Gottesdienst so gestalten, dass Menschen gerne kommen. Und wenn meine Gestecke dazu beitragen können, dass sie Freude haben an unserer Gemeinde, an unserem Gottesdienst, dann ist es das, was ich erreichen möchte. Es muss eine Verbindung sein zwischen dem, was unser Gott uns bedeutet und dem, was wir dann hier unten machen können.

Gibt es bestimmte Prinzipien, denen Sie bei der Gestaltung folgen?

Nein. Also – wenn es bestimmte Sonntage sind. Wenn es jetzt der Achte nach Trinitatis ist, da fällt einem nicht das meiste zu ein. Aber wenn es Ostern ist oder Weihnachten oder Volkstrauertag.. das sind dann Tage, wo man sich mehr Gedanken macht. Alles andere, da geht man dann am Samstag hin und guckt, was ist da, was könnte ich nehmen und daraus macht man dann entsprechend etwas, woran man selbst auch Freude hat. Es ist nicht jedes Mal die ganz große Überlegung. Man kann gut Blumen nehmen, die zum Verkaufen schon zu weit aufgeblüht sind. Denn im Gottesdienst kommt es ja auf die eine Stunde an, da müssen sie schön sein. Ich hab es auch schon erlebt, dass jemand am Samstag zwanzig knospige Tulpen kauft und auf den Altar stellt. Die blühen dann am Montag, wenn's keiner sieht. Das ist natürlich nicht so die Sache.

Hat Blumenschmuck für Sie etwas mit Gastfreundschaft zu tun?

Wenn ich irgendwo hingeh, ich gehe nie ohne Blumen. Auch wenn ich irgendwo hinkomme und sehe, es ist festlich geschmückt, dann ist das für mich immer wieder eine Freude. Es zeigt mir: hier wirst du erwartet, hier bist du willkommen.

Zum Beispiel:

Auf die Bedürfnisse von Gästen zugeschnitten: Der Gottesdienstführer der Kirchengemeinde Lennestadt-Kirchhündem.



Unser Gottesdienst

Unser Gottesdienst

Herzlich willkommen!

Sie haben sich auf den Weg gemacht, um mit anderen Menschen Gottesdienst zu feiern.

Wir hoffen, daß es Ihnen Freude bereitet und Sie sich in unserem Gottesdienst wohlfühlen.

Diese kleine Heft kann Ihnen dabei helfen. Sie finden darin den Ablauf unseres Gottesdienstes mit allen gesprochenen oder gesungenen Texten. So ist es Ihnen möglich, nach an den Ihnen nicht geläufigen Stellen des Gottesdienstes mitzufolgen.

Unser Gottesdienst ist keine Aufführung weniger Akteure, sondern eine Feier, die wir alle mitgestalten. Deshalb:

Benutzen Sie diesen Leitfaden.

Durch Ihr Mitlesen wird unser Gottesdienst noch schöner!

Ihnen Ihre Gottesdienstleiter, die Sie weiterbringen auf Ihrem Weg, wünschen Ihnen

den Prediger der Evangelischen Kirchengemeinde Lennestadt-Kirchhündem



In dem sich neigenden Jahr haben Sie einen Menschen verloren, der zu Ihrem engsten Lebenskreis gehörte. Als Gemeinde durften wir Sie in Ihrer Trauer ein Stück begleiten. Doch es bleiben Fragen, Sorgen und Ängste zurück, die Menschen nicht nehmen können. Gerade in diesen dunkelsten Tagen des Jahres wird Ihnen der Schmerz vermutlich besonders bewußt. Wir möchten Sie daher einladen, aus der christlichen Botschaft neue Kraft und Hoffnung zu erfahren.

Am „Ewigkeitssonntag“, weiterhin „Toten-Sonntag“ genannt, wissen wir uns mit jenen verbunden, die in den letzten zwölf Monaten aus unserer Mitte gerissen wurden. Wir wollen die Hoffnung verkündigen, daß Gott uns lebt über die Zeit auf Erden hinaus. Er schenkt uns das Leben ohne Ende.

Am 25. November 2000 feiern wir morgens um 10 Uhr in der Melanchthon-Kirche einen Abendmahls-Gottesdienst. Bei der Andacht um 15 Uhr auf dem Catenfriedhof steht das Toten-Gedenken im Mittelpunkt.

Wir laden Sie herzlich ein, die Botschaft neu zu hören, die den Sieg des Lebens über den Tod verkündigt. Jesus sagt: „Ich lebe – und ihr sollt auch leben.“

Aus der Melanchthon-Gemeinde grüßen Sie in herzlicher Verbundenheit Ihre Pfarrer

Ulrich Dröge Helmut Neumann

zentrierte, vollständige und freundliche Meldung, eine verbindliche Verabschiedung und dazwischen möglichst jemand, der das Gespräch in die Hand nimmt. Werden Pfarrerin oder Pfarrer von einem Gemeindeglied angerufen, sollten sie die Verantwortung für die Strukturierung des Gespräches übernehmen. Viele von ihnen legen besonderen Wert auf das Zuhören, das ist wichtig, sollte aber nicht zu Lasten einer klaren Strukturierung gehen.

Hinter dem Anruf steht ein Anliegen. Eine Frage soll geklärt werden oder es gilt ein Problem zu lösen, aber man weiß noch nicht, wie es gehen könnte.

Ein strukturiertes Gespräch gibt in der Eingangsphase Raum, das Anliegen zu entfalten. Der Pfarrer oder die Pfarrerin holt Informationen ein und bietet Hilfen zur Präzisierung des Anliegens. Durch Wiederholen mit eigenen Worten wird sichergestellt, dass das Anliegen richtig angekommen ist. Damit ist die Eingangsphase abgeschlossen. In der Klärungsphase werden Möglichkeiten erörtert und durch Alternativfragen strukturiert („möchten sie... oder lieber...?“). Ist eine Entscheidung gefallen, folgt die Abschlussphase, in der vereinbart wird, wie beide Seiten weiter verfahren.

Im Telefonat begegnen sich oft zwei Kulturen: Die Mitglieder mit ihrem Anliegen auf der einen Seite, die Gesetzmäßigkeiten und Fachbegriffe kirchlichen Lebens und Verwaltens auf der anderen Seite. Das erfordert Klärungs- und Übersetzungsarbeit, damit beide Gesprächspartner den Weg verstehen und beschreiben können, auf dem das Anliegen verwirklicht werden kann.

Hilfreich zum gegenseitigen Verstehen ist es, sich klar zu machen, was der Gesprächspartner vermutlich nicht weiß (z.B. was ein Presbyterium oder ein Dimissoriale ist).

Die Erwartung, auch jemand zu erreichen, wenn man zum Hörer greift, ist hoch – und damit die Verärgerung, wenn man es mehrfach vergeblich versucht hat. Schließlich ist optimale Erreichbarkeit bei vielen Firmen heute selbstverständlich geworden. Dem gegenüber steht die Erfahrung vieler

Mitarbeitenden im kirchlichen Dienst, dass Telefonanrufe ausgesprochen störend sein können und beim besten Willen keine dauernde Telefonbereitschaft geboten werden kann. Was tun? Folgende Leitlinien bieten Hilfe:

- ◆ Wer telefonischen Kontakt zur Kirchengemeinde sucht, kommt in jedem Fall mit seinem Anliegen an. Sofern dies nicht durch persönliche Telefonpräsenz geschieht, ist ein Anrufbeantworter erreichbar.
- ◆ Menschen, die auf den Anrufbeantworter gesprochen haben, erhalten noch am selben Tag einen Rückruf, bei dringenden Anliegen möglichst innerhalb weniger Stunden.

Zu Anrufbeantwortern bestehen höchst unterschiedliche Einstellungen. Ob Menschen Ihren Anrufbeantworter als „offenes Ohr“ oder als Zeichen der Verschlussenheit empfinden („da ist immer nur der Anrufbeantworter dran“), hängt davon ab, welche Erfahrungen Sie mit der Beantwortung Ihrer Nachrichten machen. Nach wie vor sind allerdings viele Menschen gehemmt, sich auf Band mitzuteilen. So oft wie möglich sollte daher der Angerufene selbst das Gespräch annehmen.

Der Ansagetext soll kurz sein. Ein Bekannter, der kürzlich in ein kleines Dorf gezogen war, hatte zur Einleitung das Lied „Bei Ilse und Willi auf'm Land“ von Reinhard Mey eingespielt und war auf diese originelle Idee sehr stolz – bis ihm ein Freund ärgerlich berichtete, dass ihm bei einem Anruf aus der Telefonzelle schon das Kleingeld ausgegangen war, bevor der Sänger überhaupt bei Ilse und Willi angekommen war. Auch die Ansage der eigenen Rufnummer – ein Brauch aus alten Zeiten – ist entbehrlich.

Ein Maximum an direkter telefonischer Erreichbarkeit kann auch durch die Büroorganisation gefördert werden: Bei einem Kontaktbüro für mehrere Gemeinden oder Bezirke sollte eine Möglichkeit zur Rufumleitung bestehen, so dass im Fall persönlicher Abwesenheit der Anruf im Kontaktbüro empfangen wird.

Telefongespräche haben keine eingebaute Vorfahrt. Oft klingelt das Telefon, wenn gerade jemand zum Gespräch bei Ihnen ist. Da dieses Ge-

spräch gerade läuft, während der Anruf erfolgt, hat es Vorrang. Es mag wenig störend sein, wenn ein Gespräch einmal durch ein Telefonat unterbrochen wird (bei intensiven, komplizierten Gesprächen kann dieses eine Mal allerdings schon zuviel sein) – das Problem ist: wer einmal das Gespräch zugunsten des Anrufenden unterbricht, tut es auch beim nächsten und übernächsten Anruf. Was erleben Besucher, wenn ihr Gespräch durch Telefonate unterbrochen wird?

- ◆ Ich bin weniger wichtig als der Anrufende
- ◆ Es ist mir peinlich, Telefonate mit-zuhören, deren Inhalt mich nichts angeht
- ◆ Der Pfarrer erledigt seine Arbeit, während ich meine Zeit absitze

Der Konflikt zwischen dem Ziel, Gespräche nicht durch Telefonate zu unterbrechen und dem Anliegen, gut erreichbar zu sein, kann durch geeignetes Telefonmanagement entschärft werden.

◆ Wenn Mitarbeitende vorhanden sind: sich abschirmen lassen. Auch Anliegen, die diese nicht beantworten können, weil Sie persönlich gefragt sind, nicht durchstellen lassen (Ausnahme: Absprachen, die keinen Aufschub dulden, z.B. Beerdigungstermine). Die Mitarbeitenden mitteilen lassen, wann Sie wieder erreichbar sind (dazu muss man es Ihnen vorher auch gesagt haben) oder einen Rückruf anbieten. In diesem Fall sollte der Anrufer nach seinem Anliegen gefragt werden, damit zum Rückruf schon notwendige Unterlagen bereitgelegt werden können.

◆ Wenn nicht: Telefon stumm schalten, Anrufbeantworter aktivieren, aber so, dass er für Sie und Ihr Gegenüber nicht störend zu hören ist.

◆ Wenn das nicht möglich ist: Telefon nicht klingeln lassen. Das irritiert beide Gesprächspartner. Abnehmen, rasch entscheiden, ob das Anliegen so dringend ist, dass es jetzt besprochen werden muss. Wenn nicht: frühzeitig freundlich aber beherzt unterbrechen: „Ich bin gerade in einem Gespräch. Soll ich sie zurückrufen oder ist es ihnen lieber, wenn sie um ... noch einmal anrufen?“ Diese Formulierung vermeidet bewusst die Option, das Gespräch jetzt fortzusetzen. Sie signalisieren Ihr Interesse am späteren Zu-

standekommen des Telefonkontaktes und werden dann auch Zeit und volle Aufmerksamkeit für den Anrufenden haben. Wenn es Ihnen ernst damit ist, keine Telefonate anzunehmen, während Sie persönliche Gespräche führen, wird Ihre Stimme das ausdrücken und den Anrufenden überzeugen.

Mit der Stimme lächeln

Bereiten Sie sich gedanklich auf das Gespräch vor. Sagen Sie sich: „Ich möchte, dass der Anrufer im Gespräch etwas vom guten Geist des Hauses spürt.“ Der erste Schritt dazu: Lächeln Sie, bevor Sie den Hörer abnehmen. Vielleicht ist ein Aufkleber auf dem Telefon dazu eine geeignete Hilfe.

Eine freundliche Meldung

Der erste Satz am Telefon soll den Namen der Gemeinde, den eigenen Namen und einen Gruß enthalten. Also zum Beispiel „Luthergemeinde, Annette Klein, Guten Morgen!“

Fest auftreten

Bei Telefonaten, die deutliches Auftreten erfordern, zum Beispiel, wenn Sie in einem Konflikt Ihren Standpunkt freundlich aber bestimmt einbringen wollen, hilft es, tatsächlich aufzustehen. Ihre Stimme wird fester und die eigene Sicherheit steigt.

Gute Utensilien

Legen Sie beim Telefon die Dinge bereit, die Sie brauchen, um ein Telefonat strukturiert zu führen: Stift, Gesprächsnotizblock, Telefonverzeichnis wichtiger Dienststellen, Terminkalender. Gerade der Gesprächsnotizblock zwingt Sie zur Erfassung von Informationen, die Sie sonst später schmerzlich vermissen: Name des Gegenübers, Telefonnummer(n), Aspekte des Anliegens, Terminvereinbarungen.

Nichts klingt so schön wie der eigene Name

Achten Sie zu Beginn des Gesprächs auf den Namen des Anrufenden. Fragen Sie nach, wenn Sie ihn nicht verstanden haben und notieren Sie ihn. Sprechen Sie Ihr Gegenüber während des Gesprächs und vor allem am Ende mit Namen an.

Aktives Zuhören

Klären Sie bewusst für sich, was das Anliegen des Anrufenden ist. Vergewissern Sie sich zwischendurch („habe ich sie richtig verstanden, dass sie ...?“) und am Schluss („sind bei ihnen jetzt noch Fragen offen?“; „verbleiben wir so, dass ...?“), dass Sie auf das Anliegen eingegangen sind. Geben Sie durch entsprechende Reaktionen („mhm“, „ah ja“, ..) zu erkennen, dass Sie noch dran sind und dem folgen, was Ihr Gesprächspartner sagt.

Das Unwort

Sagen Sie nicht „Dafür bin ich nicht zuständig“. Überlegen Sie selbst, wer in dieser Sache weiterhelfen könnte. Im Zweifelsfall wissen Sie als Insider hier eher Bescheid, als der Anrufende. Mit dem Hinweis „XY kann ihnen in dieser Frage besser Auskunft geben“ helfen Sie Ihrem Gesprächspartner weiter – wenn Sie dazu auch noch die Rufnummer nennen und geprüft haben, ob dieser Mensch nicht gerade für zwei Wochen in Urlaub ist.

Anrufende entlasten

Wo es den Anrufenden nicht zuzumuten ist, sich selbst zur zuständigen Person vorzuarbeiten, sollten Sie selbst die Initiative übernehmen. Das gilt ganz besonders für Trauernde. Wenn unklar ist, wer eine Bestattung übernimmt, sollte der zuerst Angerufene herausfinden, wer tätig wird und für einen zügigen Rückruf bei der Trauerfamilie sorgen. Noch besser ist es natürlich, wenn diese Frage sich durch entsprechende Vereinbarungen in der Dienstbesprechung gar nicht stellt. Mehr als 12 Stunden sollten nicht vergehen, bis feststeht, wer die Bestattung übernimmt und der Beerdigungstermin bestätigt werden kann.

Nur nicht hetzen lassen

Entpuppt sich ein vermeintlich kurzer Anruf als längeres Thema, dem Sie sich jetzt nicht aufmerksam widmen können (weil Sie eigentlich schon woanders sein müssten), dann sitzen Sie das Gespräch nicht auf glühenden Kohlen aus. Ihre Aufmerksamkeit und das Gesprächsklima leiden darunter. Weisen Sie freundlich auf die Notwendigkeit hin, das Gespräch jetzt zu be-

enden und vereinbaren Sie einen Anruf zu anderer Zeit oder einen Besuch.

Ein guter Schluss

Achten Sie besonders am Ende des Anrufs auf Freundlichkeit. Dieser Eindruck bleibt am stärksten haften. Zu einem guten Abschluss tragen bei: Vergewisserung, dass das Anliegen geklärt ist, gegenseitige Bestätigung getroffener Vereinbarungen, freundliche Verabschiedung mit Dank für den Anruf oder einem guten Wunsch für den Tag – und die Nennung des Namens des Anrufers.

Praktische Fortbildung

Gutes Telefonieren ist lernbar. Wer für die Gemeinde am Telefon erreichbar ist, sollte Gelegenheit zu entsprechenden Schulungen bekommen, die u.a. über die Volkshochschulen preiswert angeboten werden.

Hansjörg Federmann
Anregungen von Katrin Keita

ZUM WEITERLESEN:

Werner Küstenmacher: Telefonieren mit Tiki – So meistern Sie die unentbehrliche Nervensäge, Wuppertal 1996

Zum Beispiel:

Erreichbarkeit ist das A und O – Interview mit Katrin Keita

Frau Keita, sie arbeiten als Supervisorin in einem Call-Center. Was wird dort genau gemacht – und was ist Ihre Aufgabe?

Ich arbeite in einem Call-Center für eine der großen Tageszeitungen hier in der Region und übernehme dort alle Bereiche, die mit dem Telefon und der Zeitung zu tun haben, also zum Beispiel wenn jemand anruft und eine Anzeige aufgeben will. Oder auch wenn die Zeitung morgens nicht gekommen ist – dann sind wir die ersten Ansprechpartner. Ich habe angefangen im Kundenkontakt zu arbeiten. Inzwischen bin ich als Supervisorin dafür verantwortlich, wie die Mitarbeiter im Telefondienst telefonieren. Wir machen es so, dass wir den Mitarbeitern regelmäßig Feedback geben, das heißt: Ich höre ab und an in die Telefongespräche rein, aber so, dass der Mitarbeiter das weiß. Ich sitze daneben, höre zu und bespreche hinterher mit ihm, was ich gut fand und was ich nicht so gut fand.

Worauf achten Sie bei Ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern am Telefon besonders?

Ich achte zum einen darauf, dass sie schnell ans Telefon gehen, wenn es klingelt. Das ist ein wichtiges Merkmal bei uns, weil wir für den Kunden einfach immer erreichbar sein wollen. Dann achte ich darauf, dass sie fachkompetent sind und den Kunden in seinem Anliegen ernst nehmen. Wir haben die verschiedensten Anrufe, beispielsweise Menschen, die eine Bekanntschaftsanzeige schalten wollen, die sagen: „Jetzt sagen sie mal, was ich schreiben soll“. Also eigentlich ist da Beratung erforderlich. Wir haben ein ganz großes Spektrum und es ist wichtig, dass die Mitarbeiter darauf eingehen können. Dazu gehört auch, eine Reklamation gut zu bearbeiten – auch wenn sie einem unberechtigt erscheint.

Womit kann man einen Kunden am Telefon am leichtesten verärgern?

Indem man sein Anliegen nicht ernst nimmt. Indem man ihm das Gefühl vermittelt, dass man keine Zeit für ihn hat, dass man im Moment genervt ist und auch keine Lust hat, auf seine Probleme einzugehen. Damit kann man Kunden wirklich wütend machen.

Sie sind studierte Theologin. Bringen Sie aus dem Studium oder der kirchlichen Praxis etwas in Ihre Arbeit im Call-Center ein?

Ich denke, das ist der Punkt, dass der Mensch im Mittelpunkt steht. Bei unserer Arbeit im Call-Center insofern, als wir einfach den Kunden zufrieden stellen wollen, denn nur wenn wir zufriedene Kunden haben, können wir auch das Geld verdienen, das wir verdienen wollen. Und in der Theologie ist es so, dass der Mensch auch für Gott im Mittelpunkt steht, nämlich indem Gott Jesus geschickt hat. Er ist zu den Menschen gekommen, ist nicht nur von oben herab Gott, sondern hat sich auf unser Niveau begeben. Er hat gezeigt, dass ihm die Menschen am wichtigsten sind. Das ist ein Punkt, wo ich eine Parallele ziehen würde. Oder auch das Ethische, dass ich einen Menschen ernst nehme und versuche, sein Anliegen so weit zu erfüllen, wie ich das kann.

Was für Telefon-Erfahrungen haben Sie mit der Kirche gemacht?

Im allgemeinen sind die kirchlichen Mitarbeiter sehr freundlich, würde ich generell erst mal so sehen. Das einzige, was mir oft aufgefallen ist, vor allem, wenn ich mit Pfarrern telefoniere ist, dass sie sehr gut zuhören können und mir dadurch zeigen, dass sie mich ernst nehmen, alles sehr positiv – aber es ergibt sich dadurch oft eine gewisse Unsicherheit, weil längere Pausen entstehen. Und da weiß man als Anrufer nicht genau, was man sagen soll. Dann fängt man genau in dem Moment an, zu sprechen, in dem der andere auch anfängt. Das verunsichert. Da würde es helfen, wenn Pfarrer oder Gemeindegemeinschaften stärker eine Struktur ins Gespräch bringen.

Was könnten Pfarrerinnen, Pfarrer und Gemeindegemeinschaften von Telefon-Profis lernen?

Was mir am wichtigsten erscheint, was aber eher eine organisatorische Sache

ist, ist die Erreichbarkeit. Das ist bei uns das A und O, dass wir möglichst die ganze Zeit erreichbar sind und Kunden möglichst auch in Stoßzeiten gut durchkommen. Das ist etwas, was meiner Meinung nach im kirchlichen Bereich noch verbessert werden könnte. Die Hemmschwelle, abends noch beim Pfarrer anzurufen, ist hoch, aber nachmittags erreicht man ihn nicht – ist ja auch klar.

Was das eigentliche Telefonieren angeht: da können kirchliche Mitarbeiter lernen, das Telefon gezielter zu nutzen, die positiven Seiten des Telefons, dass ich viele Dinge schnell abklären kann, ohne dass ich dem anderen zu nahe komme. Über das Telefon kann ich zum Beispiel Werbung machen für die Arbeit der Gemeinde, kann einladen oder auch Mitglieder anrufen, die ausgetreten sind. Man kann nicht alle Leute persönlich besuchen, das wünschen auch nicht alle – aber anrufen kann man eigentlich jeden.

Was halten Sie eigentlich von Anrufbeantwortern?

Es ist besser, einen Anrufbeantworter zu erreichen, als niemand zu erreichen. Und es kommt immer darauf an, was für ein Text auf den Anrufbeantworter gesprochen ist und wie schnell geantwortet wird.



Katrin Keita ist Diplom-Theologin und arbeitet als Supervisorin bei einem Call-Center in Bielefeld.

Schaukasten

Der Schaukasten ist das Schaufenster einer Gemeinde. Für alle vorbeikommenden Menschen ist er durch die zwanglose Möglichkeit, einen Blick ins kirchliche Leben zu werfen, ein wichtiges Mittel der Kontaktaufnahme. Nach dem Gemeindebrief ist er das zweitbeste Medium, um Informationen an eine große Öffentlichkeit weiterzugeben. Neben der Information über Veranstaltungen und Angebote der Gemeinde kann er Denkanstöße geben und zur Auseinandersetzung mit aktuellen Themen einladen.

Wie sieht es damit in der Praxis aus? Nach einer Befragung des Gemeinschaftswerkes der Evangelischen Publizistik sehen knapp 90% der Gemeinden in der Einladung zum Gottesdienst und anderen kirchlichen Veranstaltungen die wichtigste Funktion des Schaukastens. Kaum weniger wichtig wird die Veröffentlichung von Informationen und Nachrichten zum Gemeindeleben eingeschätzt. Etwa die Hälfte der Gemeinden möchte den Schaukasten nutzen, um Denkanstöße zu geben. Als Medium der Verkündigung oder der Selbstdarstellung wird der Schaukasten dagegen nur von wenigen Gemeinden angesehen.

Das entspricht im wesentlichen den Wünschen derer, die Schaukästen betrachten: In erster Linie erwarten sie Informationen über gemeindliche Veranstaltungen und Aktionen im Bereich der Gemeinde – und fürchten Schaukästen, die sie anpredigen oder vereinbaren wollen. Auch gutgemeinte missionarische Antriebe schlagen hier schnell ins Gegenteil um.

Im Blick auf die Passanten ist sicher der Überblick über das Wichtig, was die Gemeinde bietet. Auch wer das Angebot nicht nutzt, will informiert sein. Die gelegentliche Präsentation der gesamten Angebotspalette kommt diesem Bedürfnis ebenso entgegen, wie die Vorstellung einzelner Gruppen und Tätigkeitsbereiche. Problematischer ist die rückblickende Darstellung einzelner Veranstaltungen (Tag der Mitarbeitenden, Weihnachtsfeier etc.) – sie ist vor allem für die Interessierten, die dabei waren und wirkt auf andere oft ausschließend.

Neben der Information gewinnt der Aspekt, im Schaukasten Denkanstöße zur Auseinandersetzung mit Lebens- und Glaubenthemen zu geben, für viele Menschen besondere Bedeutung. Ein entsprechend gestalteter Schaukasten ist ein Weg, um sie auch ohne regelmäßige Teilnahme an Veranstaltungen in die Themen einzubeziehen, die die Gemeinde bewegen (Brot-für-die-Welt/Diakonie-Sammlung, Fastenaktion). Das Kirchenjahr, aktuelle Herausforderungen im diakonischen oder gesellschaftlichen Bereich oder Schwerpunktthemen im Orts- oder Gemeindeleben, liefern geeignete Themen für die Schaukastengestaltung.

Der finanzielle Aufwand, der zur Schaukastengestaltung getrieben wird, ist gering – in knapp der Hälfte der Gemeinden liegt er unter 50,- DM im Jahr, nur etwa jede zehnte Gemeinde investiert jährlich mehr als 100,- DM. Das überrascht, denn knapp die Hälfte der Befragten sehen in der Schaukastenarbeit einen wichtigen Bestandteil des öffentlichen Auftretens ihrer Gemeinde. Doch es kommt noch schlimmer: Die Verantwortlichen für die Schaukastengestaltung – in der Mehrzahl sind es einzelne – erhalten wenig Anerkennung und Unterstützung, auch Reaktionen auf ihre Arbeit kommen bei ihnen nur selten an. Offensichtlich sind in diesem Bereich Verbesserungen nötig und möglich. Ein beachteter öffentlicher Auftritt durch einen ansprechend gestalteten Schaukasten setzt Pflege der Mitarbeitenden voraus – durch die Begleitung und Unterstützung der Schaukastenverantwortlichen oder besser durch die Gewinnung eines entsprechenden Teams.

Grundsätzlich empfiehlt sich eine Einteilung des Schaukastens in zwei Felder – ein Drittel „Servicebereich“ mit Veranstaltungshinweisen und Gottesdienstplan, zwei Drittel „Themabereich“ – der durchaus gelegentlich Informationen vermitteln kann, in jedem Fall aber unter dem besonderen Gesichtspunkt steht, durch Gestaltung und Wahl der Inhalte Interesse zu wecken. Damit ein Schaukasten zum Blickfang wird, muss die Gestaltung von einer zündenden Idee geprägt sein. Zu einer Themenpräsentation, die Aufmerksamkeit weckt, gehört auch die technisch angemessene Umsetzung (Arrangement, Farbgestaltung, Materialauswahl).

Aufmerksamkeit resultiert auch aus regelmäßiger Umgestaltung. Nach der Umfrage wechselt ein Viertel der Gemeinden monatlich, ein weiteres Viertel etwa im 14-Tage-Rhythmus die Schaukastengestaltung aus. Häufigerer Wechsel ist selten, das heißt in fast der Hälfte der Gemeinden bleibt die Gestaltung länger als einen Monat unverändert. Das ist zu lang, um noch neu gierig zu machen. Ein wöchentlicher Wechsel ist empfehlenswert, ein vierzehntägiger nötig.

◆ TIPPS

Wechseln im Takt

Wechseln Sie Schaukastengestaltung nicht nach Bedarf, sondern nach Plan. Ein Jahreskonzept für wechselnde Schaukastenthemen und ein entsprechender Wechseltakt sorgen dafür, dass der Schaukasten immer wieder einen neuen und attraktiven Anblick bietet.

Schaukastenteam

Sorgen Sie dafür, dass die Schaukastengestaltung von einer, besser von mehreren Personen übernommen wird, die dazu Zeit und Lust haben. Wer betreut in dieser Gemeinde den Schaukasten? Macht es ein Hauptamtlicher oder eine Hauptamtliche ... und wenn ja – lässt die Arbeit genug Zeit, den Schaukasten nicht nur „mit links“ zu machen, sondern Kreativität und Gestaltungsarbeit zu investieren? Sind Menschen bereit, diese Arbeit zu übernehmen, die vielleicht gerade hier ihre Gaben optimal entfalten können?

Schaukastenworkshop

Eine Alternative zum kontinuierlich arbeitenden Schaukastenteam ist die Schaukastenwerkstatt. Laden Sie halbjährlich interessierte und kreative Gemeindeglieder zu einem Workshop ein, bei dem die verschiedenen Themenbereiche gestaltet werden. Voraussetzung dazu ist, dass sie über mehrere Trägerplatten (Weichfaserplatte mit Molton bespannt) verfügen, die in den Schaukasten eingestellt und ausgewechselt werden können.

Seminare und Arbeitsutensilien

Seminare zur Schaukastengestaltung werden von der oefa (Öffentlichkeitsarbeit in der Evangelischen Kirche von Westfalen), Bielefeld angeboten. Die Finanzierung der Teilnahme an einem solchen Seminar durch die Gemeinde ist auch eine Form der Anerkennung für diejenigen, die die Schaukastengestaltung übernommen haben. Hier gibt es auch Informationen über Arbeitshilfen zur Schaukastengestaltung: oefa, Cansteinstraße 1, 33647 Bielefeld, Telefon (05 21) 94 40-1 01.

Ausmisten

Kontrollieren Sie Ihren Schaukasten regelmäßig auf Aktualität. Hinweise auf Veranstaltungen sollten entfernt werden, sobald der Termin verstrichen ist – nicht erst bei der nächsten Umgestaltung des Schaukastens.

Platzverweis

Nehmen Sie den Gemeindebrief aus dem Schaukasten – ihn hat jedes Gemeindeglied zu Hause.

Familiennachrichten

Viele Zeitungsleser beginnen ihre Lektüre mit den Todes- und Familienanzeigen. Hier besteht großes Informationsinteresse. Möglicherweise ist der Schaukasten ein geeigneter Ort, um Lebensereignisse bekannt zu machen, die in der Gemeinde gottesdienstlich begangen werden. Bei Todesfällen ist das mancherorts üblich – warum nicht auch Trauungen und Taufen dort ankündigen. Im Gegensatz zur nachträglichen Nennung im Gemeindebrief sind hier die Informationen frisch – und für die Interessierten eröffnet sich die Möglichkeit, am Gottesdienst teilzunehmen. Die Kasualgottesdienste

sind öffentlich – und selbst wenn die im Mittelpunkt stehende Familie diese Ansicht nicht unbedingt teilt, stören einzelne Gäste nicht, die aufgrund öffentlicher Bekanntmachung teilnehmen. Ob dieses Informationsangebot geeignet ist, hängt stark von der Gemeindestruktur ab.

Standort

Prüfen Sie Standort und Ausstattung Ihres Schaukastens: Steht er dort, wo er von vielen Menschen gesehen wird (an einer belebten Kreuzung, dem örtlichen Treffpunkt) oder dort, wo ihn nur Eingeweihte auf dem Weg zur Kirche oder Gemeindehaus finden? Ist für Beleuchtung gesorgt? Hat der Schaukasten eine Titelzeile, die den Namen der Gemeinde nennt?

Hansjörg Federmann
Anregungen von Helmut Meile

ZUM WEITERLESEN:

Statistische Angaben aus: Ute Thon, Der Schaukasten. Ergebnisse einer Umfrage, in: Tremel/Lange (Hg.) Öffentlichkeitsarbeit der Kirche, Frankfurt (GEP) 1955, S. 276–288.

Unterschiedliche Materialien zur Schaukastengestaltung, viele davon auf die Themen des Kirchenjahres bezogen, werden angeboten im aktuellen]komm[Katalog. Er liegt in den Pfarrämtern vor. Bestellungen an den Werbe-Dienst-Vertrieb, Mittelstraße 11, 70180 Stuttgart.

Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (Hg.): Werbende Gemeinde. Ein Handbuch, Frankfurt 1995, S. 96–109

K. Rüdiger Durth / Torsten Weiler: Praxisbuch Öffentlichkeitsarbeit, Neuhausen, S. 185–206

Inge Weidemann / Doris Schmidt: Praxisbuch Schaukastengestaltung, Neuhausen 1999

Zum Beispiel:

So kann es gehen! Hier sind Praxistipps zur Schaukastengestaltung beispielhaft umgesetzt.



Nach einer repräsentativen Untersuchung Ende 1994 im Gebiet der alten Bundesrepublik Deutschland im Auftrag des Gemeinschaftswerkes der Evangelischen Publizistik (GEP) erhalten 79% der Gemeindeglieder einen Gemeindebrief – und lesen ihn: Vier von fünf Befragten gaben an, in allen vier jüngsten Ausgaben gelesen zu haben. Vor allem die Gruppe der 30 bis 49-jährigen liest die Mitteilungen intensiv, aber auch fast die Hälfte der 14 bis 29-jährigen nutzt ihn regelmäßig oder gelegentlich. Ähnlich hoch liegt der Nutzungsgrad bei Menschen, die sich weniger oder gar nicht mit der Kirche verbunden fühlen: 42% von ihnen lesen den Gemeindebrief regelmäßig oder gelegentlich. Der Gemeindebrief überspringt damit die Grenzen des Teils der Gemeinde, der kirchliche Angebote häufig in Anspruch nimmt, und erweist sich als vorzügliches Kontaktmittel auch zu den anderen Mitgliedern. Als Informationsquelle über Vorgänge in der Kirchengemeinde hat er für diese Leserinnen und Leser eine Spitzenstellung. Um ihn zur Kommunikation mit diesen Gemeindegliedern zu nutzen ist es wichtig, seinen Inhalt auf die Interessen dieser Zielgruppe hin zu prüfen. Das lohnt sich schon deshalb, weil er zu dieser Gruppe in der Regel die einzige Verbindung bildet, über die Meldungen und Meinungen aus der Gemeinde regelmäßig empfangen werden.

„Informationen aus der Gemeinde“ und „Lebens- und Gegenwartsfragen“ sind die meistgewünschten Themenbereiche – das gilt für alle Gemeindeglieder. Verkündigende Texte (Andachten, Ratschläge für ein christliches Leben) werden nur wenig gelesen.

Besonders ist das ausgeprägt bei Menschen, die sich wenig oder gar nicht mit der Kirche verbunden fühlen. Dem Nutzungsverhalten widerspricht die Neugier auf diese Inhalte, die von 63 % bekundet wird. Das heißt, meist ist eine zielgruppengemäße Form dieser Texte noch nicht gefunden. Während das Informationsinteresse von den meisten Gemeindebriefen abgedeckt wird, zeigen sich im Bereich, „Gesellschafts- und Lebensfragen“ Erweiterungsmöglichkeiten. Vielleicht liegt hier auch ein Weg, das Interesse Fernstehender an verkündigenden Beiträgen zu steigern, indem der Anknüpfungspunkt statt beim Monatsspruch bei Ereignissen des Wohnumfelds, der öffentlichen Diskussion oder der Lebensbewältigung gewählt werden.

Auch Themen aus dem Wohnumfeld stoßen nach der Umfrage auf großes Interesse. Gerade im Blick auf Menschen, die sich wenig oder kaum mit der Kirche verbunden fühlen, ist diese Doppelverbindung (Gemeinde begegnet mir als meine Kirchengemeinde und als die Kirche meines Ortes) besonders wichtig.

65 % der Befragten bewerten den Gemeindebrief als „ehrlich/aufrichtig“, signalisieren also Vertrauen in dieses Kommunikationsangebot ihrer Kirchengemeinde. Übrigens – mit dem äußeren Erscheinungsbild des Gemeindebriefes ist die Mehrheit der Leserinnen und Leser zufrieden. Sie müssen also keinen von einer Designer-Agentur gestylten Gemeindebrief herausgeben. Wünschenswert sind allerdings Bilder (sie erhöhen den Reiz der Lektüre erheblich, sofern sie erkennbar sind) und lesefreundliche Schriften.

Eine Fülle von Informationen und Anregungen zur Gemeindebriefgestaltung bringt das Handbuch „Werbende Gemeinde“, das vom Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik herausgegeben wird.

Als Element der Mitgliederorientierung ist der Gemeindebrief also dann besonders effektiv, wenn er

◆ Informationen aus dem Gemeindeleben bietet (über Menschen, Gruppen, Veranstaltungen, Planungen etc.);

◆ Gesellschafts- und Lebensfragen aus christlicher Sicht aufgreift;
◆ sich auf die Situation am Ort bezieht – auch über das Leben der Gemeinde hinaus.

Noch stärker kann der Gemeindebrief eine Brücke zu möglichst vielen Mitgliedern werden, wenn es gelingt, ihn zu einem Forum zu machen, in das sich auch diejenigen einbringen, die nicht regelmäßig an Veranstaltungen der Gemeinde teilnehmen. Eine „Leserbriefseite“ wie in Zeitungen ist dazu sicher ungeeignet – der Gemeindebrief erscheint dafür in zu großen Abständen.

Erprobenswert sind allerdings (je nach Struktur der Gemeinde) Leserforen zu gegenwartsrelevanten Fragen. Das gelingt am besten, wenn Gemeindebriefe jeweils mit einem thematischen Schwerpunkt gestaltet werden. Schon in der vorangehenden Ausgabe kann dann aufgefordert werden, Beiträge zu einer kontroversen Frage einzureichen. Dazu ist wichtig:

- ◆ pointierte Fragestellung (Ihre Meinung zum Thema Kirchenasyl);
- ◆ kurze Anmoderation (gegensätzliche Standpunkte anreißen, aktuelle Auswirkungen der Frage);
- ◆ Redaktionsschluss und -adresse nennen.

◆ TIPPS

Direkte Zustellung

Achten Sie darauf, wie der Gemeindebrief zu den Adressaten kommt. In Mehrfamilienhäusern ist es wichtig, die Gemeindebriefe in die Briefkästen zu stecken und nicht als Stapel im Hausflur abzulegen.

Lokale Themen aufgreifen

Nutzen Sie die Doppelverbindung Gemeinde – Wohnort: Lassen Sie im Gemeindebrief Menschen zu Wort kommen, die nicht zur Gemeinde gehören, aber regional bekannt sind: Bürgermeister, Industrievertreterinnen, Vorstände von Vereinen und Verbänden ... Eine Gestaltung der Ausgaben nach Themenschwerpunkten erleichtert die Einbeziehung solcher Personen.

Finanz-Bilanz

Berichten Sie über die Verwendung der Finanzen und der Sammlungsergebnisse ausführlich. Für Fernstehende ist der Bericht im Gemeindebrief oft die einzige Rückmeldung, die sie auf ihre Spenden bzw. ihre Kirchensteuerbeiträge hin erhalten.

Hansjörg Federmann
Anregungen von Helmut Meile

ZUM WEITERLESEN:

Statistische Angaben aus: Maik Gihart: Gemeindebriefe – Kommunikation der Kirche vor Ort. Ergebnisse der Repräsentativ-Erhebung, in: Tremel/Lange, Öffentlichkeitsarbeit der Kirche, Frankfurt 1995

Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (Hg.): Werbende Gemeinde. Ein Handbuch, Frankfurt 1995, S. 75–95.

Gertrud Mürle: Werkbuch Gemeindebrief, Frankfurt 1998.

K. Rüdiger Durth / Torsten Weiler: Praxisbuch der Öffentlichkeitsarbeit, Neuhausen 1995, S. 175–184.

Zum Beispiel:

Preisgekrönter Gemeindebrief – Interview mit dem Redaktionsteam „In einem Boot“

Sie gehören zum Redaktionsteam des Lünen Gemeindebriefes „In einem Boot“. Wie viele Leute arbeiten insgesamt mit?

Dirk Berger: Redaktionsmitglieder sind wir acht, aber wir haben darüber hinaus punktuell auch freie Mitarbeiter, die von Zeit zu Zeit angesprochen werden und Beiträge bringen.

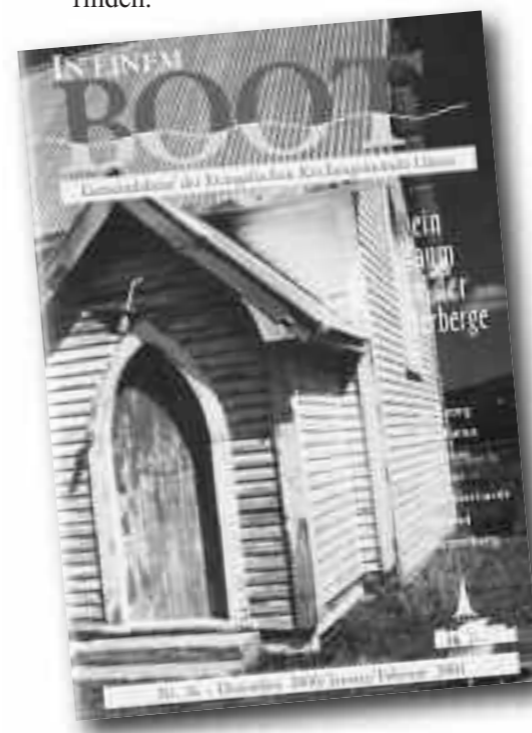
Das ist eine ganze Menge – was motiviert die zur Mitarbeit?

Dirk Berger: Ich denke, die gute Arbeit einer Kirchengemeinde vor Ort muss auch gezeigt werden. Über ein professionelles Mitteilungsorgan kann diese Vielfalt der Arbeit gut dargestellt werden.

Marietta Kiesow: Ich finde es einfach schön, dabei zu sein. Es ist eine gute Mischung der Leute, bei der es Spaß macht, wie wir Ideen zusammen tragen.

„In einem Boot“ hat kürzlich die Auszeichnung „bester Gemeindebrief“ der Vereinigten Kirchenkreise Dortmund und Lünen bekommen. Welche besonderen Qualitäten stecken dahinter?

Ulf Weiß: Bei uns ist der redaktionelle Teil etwas besonderes geworden. Wir bemühen uns, für jedes Quartal ein besonderes Motto, ein Leitthema zu finden.



Vier in einem Boot: Ulf Weiß, Dirk Berger, Marietta Kiesow und Ulrich Klink (von links)

Wie finden Sie die Themen?

Dirk Berger: In einem ersten Brainstorming werden die Themen gesammelt. Man guckt nach der Jahreszeit, nach Kirchenfesten und nach Themen, die in der Gemeinde oder in der Stadt Lünen zur Zeit im Schwange sind. Diese Ideensammlung wird dann fokussiert und ausgewertet. Bisher ging der Einigungsprozess immer sehr schnell. Dann werden zu diesem Thema Einfälle gesammelt und im nächsten Schritt Aufgaben verteilt: Wer kann zu welchem Einfall etwas beitragen?

Beim letzten Gemeindebrief war es die Jubiläumsnummer, die fünfundzwanzigste, da haben wir rund um die Zahl 25 Ideen gesammelt – zum Beispiel Menschen vorstellen, die in Hausnummer 25 wohnen. Wir haben 25er Porträts gebracht: Ein 25 Jahre verheiratetes Paar, eine vor 25 Jahren Konfirmierte, eine Fünfundzwanzigjährige.

Marietta Kiesow: Wir hatten eine Urlaubsausgabe, bei der wir gefragt haben: Wo machen die Leute Urlaub – oder wo würden sie gern Urlaub machen?

Ulrich Klink: Das Oberthema war „Träume“, also angefangen vom Traum-Mann bis zu Traumurlaub und Traumberuf.

Sie finden Themen und setzen Sie ungewöhnlich um – was macht die Kreativität des Teams aus?

Dirk Berger: Es sind nicht nur Leute aus dem ganz internen Dunstkreis der Kirchengemeinde dabei. Leute, die auch an anderer Stelle engagiert sind. Es ist ein wilder, netter Haufen, der da zusammengewürfelt ist und an einer Sache strickt und weiß: Wir wollen was Gutes rausbringen und merken, es lässt sich immer noch ein bisschen steigern.

Welche Rolle spielen die Leserinnen und Leser für Sie?

Ulf Weiß: Wir wissen, wir müssen einerseits auf die Bedürfnisse des traditionellen Gemeindegliedes eingehen, das so mittenmang dabei ist. Aber wir hoffen, dass wir durch den Brief auch Leute interessieren, die eher aus der Peripherie beobachten, was Kirche so in Lünen treibt. Das Wichtige ist die Balance. Dazu hilft die Erdung in der Gemeinde, das Thema nicht irgendwo zu verorten, sondern hier, wo die Menschen leben. Natürlich kann man aus Vorlagen Texte und Bilder ausschneiden und in den Gemeindebrief setzen, aber das machen wir so gut wie gar nicht. Eher versuchen wir, aus unserem persönlichen Bekanntenkreis Leute als Autoren zu gewinnen, die einen ungewöhnlichen Blick einbringen. So schaffen wir Übergänge zwischen innen und außen.

Dirk Berger: Ein bisschen provozieren wollen wir auch. Unsere Beiträge spiegeln nicht immer nur Friede, Freude, Eierkuchen. Die neue Ausgabe steht unter dem Thema „Kein Raum in der Herberge“ und da werden auch Menschen dargestellt, die es nicht mollig warm haben. Und die, die sich für sie engagieren, die Initiative „Dach über dem Kopf“ zum Beispiel.

Ulf Weiß: Uns ist wichtig, solchen Leuten, die im Hintergrund für die Kirche wichtige Arbeit leisten, ein Forum zu bieten. In diesem Verein „Dach über dem Kopf“ arbeiten viele Leute ehrenamtlich, die gar nicht nur aus dem Dunstkreis der engeren Kirchengemeinde kommen, sondern es sind auch andere aus der Stadt beteiligt. Das ist ein wichtiger Übergang. Wir versuchen auch die Andacht, bei uns heißt sie Zeitansage, bewusst auf das Thema hin auszurichten. Zum Beispiel, indem wir interessante Gäste bitten – nicht nur Theologen, sondern ein breites Spektrum – zu einem besonderen Thema eine Andacht zu schreiben.

Pressearbeit

Durchschnittlich 82% der Gemeindeglieder werden durch eine lokale Tageszeitung erreicht. Das sind sogar noch etwas mehr, als einen Gemeindebrief erhalten.

Durch eine aktive Medienarbeit macht die Gemeinde wesentliche Themen, Tätigkeitsfelder und Ereignisse öffentlich. Ihr Stil und ihre Schwerpunkte werden sichtbar. Eine große Zahl von Menschen gewinnt ein Bild der evangelischen Gemeinde an ihrem Ort – und das prägt ihr Verhältnis zur Gemeinde:

- ◆ der Nutzen vieler Gemeindeaktivitäten wird deutlich – damit wächst die Überzeugung, dass es sinnvoll ist, dieser Gemeinde anzugehören und sie zu unterstützen
- ◆ das Bild der Gemeinde in der Öffentlichkeit verbessert sich. Kirche ist besser als ihr Image! Wo sie sichtbar macht, was sie an attraktiven, gegenwartsnahen Lebensformen bereithält, verblasst das Negativbild von der muffigen Amtskirche
- ◆ das Interesse an direktem Kontakt wächst. Gerade „Nischenveranstaltungen“ für besondere Zielgruppen erreichen durch Ankündigung in der Presse am besten diejenigen, die „nur an so was Interesse haben – aber daran ganz besonders“. So kommt die Gemeinde mit den Glaubens- und Lebensschätzen der Menschen in Kontakt, die das gemeindliche „Standardangebot“ nicht anspricht.

Pressearbeit muss planvoll gestaltet werden. Dazu ist es hilfreich, eine(n) Öffentlichkeitsbeauftragte(n) der Gemeinde zu bestimmen. Er oder sie erhält alle notwendigen Informationen,

die geplante Veröffentlichungen betreffen. Nach entsprechender Schulung durch die Öffentlichkeitsbeauftragten im Kirchenkreis können sie die Öffentlichkeitsarbeit der Gemeinde übernehmen und Gemeindegruppen in bezug auf die Pressearbeit beraten.

Zur planvollen Gestaltung gehört es, bewusst Anlässe für Pressemitteilungen und Berichte zu nutzen. Die Frage „Was wollen wir öffentlich machen?“ bekommt dazu ihren festen Platz in der Jahresplanung (worüber soll groß berichtet werden?) und an Knotenpunkten der Gemeindeorganisation: Presbyteriumssitzung, Pfarrteam- oder Mitarbeiterbesprechung.

Mit einem Konzept für die Pressearbeit stellt sich die Frage nach dem Profil der Gemeinde. Von ihm her ordnet sich die Pressearbeit – denn das, was Ihnen besonders wichtig ist, soll im Zentrum der Berichterstattung stehen: die Aufgabe, der sich Ihre Gemeinde stellt oder die Kultur des Miteinanders, die sie prägt und für die sie bekannt sein möchte.

Man kann davon ausgehen, dass Lokalredaktionen an Nachrichten aus dem kirchlichen Bereich interessiert sind. Einerseits, weil die Mehrzahl der Leserinnen und Leser einer Kirche angehören, also deren Interesse erwartet werden kann. Andererseits, weil Lokalredaktionen meist mit wenigen Personen das breite Ereignisspektrum ihres Berichtsgebiets abdecken müssen. Sie sind dankbar, wenn ihnen jemand diese Arbeit erleichtert. Sei es durch rechtzeitige Information über berichtenswerte Ereignisse oder durch Einsendung von fachgerecht aufbereitetem Text- und Bildmaterial. Doch Vorsicht vor übertriebenen Erwartungen: Viele Organisationen verstärken ihre Pressearbeit. Die Redaktionen werden mit Mitteilungen überschüttet, aus denen sie auswählen müssen. Denken Sie daran: „Keiner wartet auf Ihre Meldung!“ Sie müssen das Besondere Ihrer Veranstaltung hervorheben – dabei aber ehrlich bleiben, bitte keine Moge-packungen anbieten.

Die Form dafür ist die Pressemitteilung. Grundregeln für ihre Erstellung sind:

- ◆ Die Pressemitteilung beantwortet die „W-Fragen“: wer? wann? wo? was? wie? warum? Sie bilden das Gerüst der Pressemitteilung.
- ◆ Der aktuelle Aufhänger: Ist die Information neu, aktuell und für die Zeitungslesenden interessant (Nachrichtenwert)? Was ist überraschend, hilfreich, spannend, witzig...?
- ◆ Der erste Satz der Pressemitteilung enthält das Wichtigste und erregt Aufmerksamkeit. „Beim Umbau ihres Gemeindehauses geht die Markuskirche einen ungewöhnlichen Weg: Sie lädt Interessierte zu einem Work-Camp ein.“ ist ein erheblich besserer Einstieg als „Das Gemeindezentrum der Markuskirche war schon lange renovierungsbedürftig, als das Presbyterium jetzt einen richtungsweisenden Beschluss fasste.“
- ◆ Jeder Satz enthält eine Hauptinformation. Weniger ist mehr. Kurze Sätze. Auf ausschmückende Adjektive weitestgehend verzichten.
- ◆ Bei einem Bericht wiederum die „W-Fragen“ als Gerüst benutzen. Den Text so in Abschnitte gliedern, dass bei Wegfall eines Abschnittes der Rest verständlich bleibt. Das Wichtigste zuerst, danach in abnehmender Wichtigkeit die weiteren Informationen. Die Redaktionen kürzen den Text von hinten.
- ◆ Der Text hat eine Überschrift / Schlagzeile, die so auch in der Zeitung stehen könnte.
- ◆ Im Text: Namen mit Vornamen und gegebenenfalls Titeln oder Funktionen nennen, auf Anreden (Frau, Herr) verzichten. (Bsp.: „...“, sagte Pfarrerin Antonia Kirchentreu.)
- ◆ Länger als eine Seite sollte der Text auf keinen Fall sein. 2000 Zeichen sind ein gutes Maß.
- ◆ Keine Abkürzungen benutzen. Fremdwörter und Fachausdrücke sparsam einsetzen.
- ◆ Bilder können als Papierabzüge oder Bilddateien (tif/jpg) an die Redaktionen geschickt werden. So entsteht das Standardprodukt Ihrer Pressearbeit: die Pressemitteilung. Auch wenn Sie die Presse zur Berichterstattung über ein Ereignis einladen, sollte die Pressemitteilung bereits einen möglichen Artikeltext mit den Basisdaten (z.B. Lebens- und Berufsstationen einer neu einzuführenden Pfarrerin) enthalten.

Hilfreich für gute Zusammenarbeit mit der Presse ist der persönliche Kontakt. Ein (natürlich vorher vereinbarter) Besuch des Öffentlichkeitsbeauftragten in der Redaktion gibt die beste Gelegenheit, sich bekannt zu machen: Hier kann geklärt werden, welche Themen interessieren, in welcher Form und zu welcher Zeit sie willkommen sind. Umgekehrt erweitern persönliche Kontakte bei den Journalisten den Verste-henshintergrund für kirchliche Nachrichten. Die kirchliche Binnenwelt ist ein schwer durchschaubares Geflecht von Traditionen, Fachbegriffen und Beziehungen. Auch für Journalisten, die gelernt haben, sich schnell in komplizierte Sachverhalte hineinzufinden, ist es nicht leicht, sich darin zurecht zu finden. Sie sind für die Metzger-Innung genauso zuständig, wie für die Kirche – und können nicht immer wissen, worauf es den Insidern genau ankommt.

Außer der lokalen Tageszeitung gibt es eine Reihe weiterer Medien, die für die Veröffentlichungen der Gemeinde interessant sind: Kulturkalender, Stadtmagazine, Anzeigenzeitungen, Lokalrundfunk und -fernsehen. Verschaffen Sie sich einen Überblick, welche davon in Ihrem Bereich bestehen und wie die für Ihre Gemeinde zuständigen Redaktionen telefonisch, per Fax und per e-mail zu erreichen sind. Die Öffentlichkeitsreferate der Kirchenkreise geben darüber Auskunft. So können Sie Ihre eigene Fax- bzw. Adressenliste der Redaktionen erstellen und haben bei der nächsten Veröffentlichung alle Daten greifbar.

Neben der Auswahl der jeweils geeigneten Medien sind die unterschiedlichen Vorlaufzeiten wichtig. Kulturkalender und Verzeichnisse haben oft schon einen Monat vor Erscheinen Redaktionsschluss, Artikel im Regionalteil von „Unsere Kirche“ verlangen ebenfalls einen Vorlauf von ein bis zwei Wochen – die Öffentlichkeitsreferate der Kirchenkreise kennen die genauen Fristen. Für eine schnelle Meldung im Lokalteil der Tageszeitung reicht zur Not ein Fax am Vortag. Besser ist allerdings ein Vorlauf von drei bis vier Tagen. Je besser sie über die Redaktionsschlüsse informiert sind, umso erfolgreicher werden Ihre Pressemitteilungen verbreitet.

Dennoch wird es immer wieder passieren, dass Ihre Mitteilungen nicht veröffentlicht werden. Das ist kein Grund, geknickt zu sein oder Desinteresse zu vermuten. Die Redaktionen wählen aus. Dass es Ihr Artikel nicht in die Auswahl geschafft hat, kann viele Gründe haben. Vielleicht hat ein überraschendes Großereignis im Lokalbereich den Platz eingenommen. Wenn in den Vortagen viel über die Kirche berichtet wurde, fallen weitere Artikel aus diesem Bereich öfter unter den Tisch – die Redaktionen streben eine ausgewogene Berichterstattung an, und dann bekommen andere Themen erst einmal Vorrang. Auch aus diesem Grund ist eine Koordination mit den Nachbargemeinden sinnvoll: je mehr Gemeinden zu gleicher Zeit wichtige Veranstaltungen in der Presse platzieren wollen, um so größer das Risiko für die Einzelgemeinde, mit ihrer Mitteilung nicht durchzukommen. Immerhin: auch wenn meine Gemeinde nicht drin stand, aber dafür eine andere, ist es für die Kirche insgesamt ein Gewinn.

Koordination empfiehlt sich auch bei all den Veranstaltungen, die zeitgleich in allen Gemeinden stattfinden: Kinderbibelwochen, Presbyteriumswahlen etc.. Hier ist eine gemeinsame Ankündigung als Vorabbericht sinnvoll.

◆ TIPPS

Angebote der Öffentlichkeitsbeauftragten nutzen

Sorgen Sie dafür, dass deren Know-how in Ihrer Gemeinde ankommt: Vermitteln Sie an Pressearbeit Interessierten Workshops mit diesen Expertinnen und Experten. Nutzen Sie die Fortbildungsprogramme der Öffentlichkeitsreferate des Kirchenkreises und der Landeskirche.

Dienstjubiläen und Verabschiedungen

Nehmen Sie Dienstjubiläen oder Verabschiedungen zum Anlass, über eine Person zu berichten: der Kirchendienst der Küsterin, die Arbeit des Friedhofsgärtners, die Aktivitäten einer Jugendmitarbeiterin sind für viele Menschen interessant. Selbst für kirchliche Insider ergeben sich hier überraschende

Einblicke. Themen, bei denen es „menschelt“, haben gute Aussichten, von der Presse übernommen zu werden.

Neue Gesichter in der Gemeinde

Der Arbeitsbeginn neuer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Gemeinde sollte grundsätzlich Anlass für einen Bericht an die Presse sein – keineswegs nur, wenn es sich um Pfarrerrinnen oder Pfarrer handelt.

Pressekonferenzen und -gespräche

Machen Sie davon sparsamen Gebrauch. Was sich auf schriftlichem Weg mitteilen lässt, lieber als Pressemitteilung herausgeben. Sie ist das Hauptinstrument der Pressearbeit. Wünschen Sie ein Pressefoto dazu, geben Sie Zeit, Ort und Motiv für einen Fototermin mit an. Ein Pressegespräch bietet sich an, wenn Sie eine wichtige Kampagne oder ein besonderes Projekt vorstellen wollen. Bereiten Sie daher für das Gespräch eine kleine Pressemappe vor, die wichtige Hintergrundinformationen in schriftlicher Form bietet und hilfreiche Materialien (Prospekte, Tabellen etc.) enthält. Nennen Sie in der Einladung die Personen, die beim Pressegespräch anwesend sein werden, einen Fototermin und das Fotomotiv.

Stellung nehmen

Nutzen Sie die Leserbriefseite der Tageszeitung, um aus der Sicht der Gemeinde Stellung zu beziehen, wo das durch eine aktuelle Fragestellung herausgefordert ist (z.B. Ladenöffnung am Sonntag, Eröffnung des Weihnachtsmarktes am Ewigkeitssonntag).

Ergänzung zu Ankündigungen: Berichte

Nutzen Sie die Presse nicht nur als Ankündigungsmittel für Veranstaltungen – bieten Sie nach deren Abschluss Berichte an oder weiten Sie Ihre Ankündigung bereits mit Zusatzinformationen und Fotos aus, so dass er als Vorab-Bericht gedruckt werden kann.

Sang und Klang

Überlegen Sie, ob sich Ihr Thema besonders für das Radio eignet: Chorjubiläen, CD-Präsentationen, Glocken-

oder Orgeleinweihungen etc. Rufen Sie dann gezielt beim Lokalsender an.

Hotline

Bieten Sie zu bestimmten Zeiten im Kirchenjahr oder bei besonderen Anlässen an, in der Redaktion oder in der Gemeinde am Servicetelefon zu sitzen (Umgang mit Tod und Trauer, Kirche und Geld etc.).

Funk und Fernsehen selbstgemacht

Fernsehen und Radio bieten im Rahmen des offenen Kanals / Bürgerfunks die Möglichkeit zur Sendung eigener Produktionen. Viele Öffentlichkeitsreferate der Kirchenkreise unterstützen Sie bei der Realisierung.

Saure-Gurken-Zeit

Eine Gelegenheit, mit Berichten zum Zuge zu kommen, die sonst kaum Platz finden: z.B. ein Bericht über die gerade laufende Sommerfreizeit mit den ersten aktuellen Fotos und einem Live-Interview vom Freizeitort.

Petra Schulze
Hansjörg Federmann

ZUM WEITERLESEN:

Gemeinschaftswerk der Ev. Publizistik (Hg.): Werbende Gemeinde. Ein Handbuch, Frankfurt am Main 1995

Steffen W. Hillebrecht: Kirche vermarkten. Ein Öffentlichkeits-Arbeitsbuch für Gemeinden, Hannover 1999

Rainer Lange, Marianne Ohmann (Hg.): Fachlexikon Öffentlichkeitsarbeit: von Abonnementzeitung bis Zusatznutzen, Frankfurt am Main 1997

Walther von La Roche: Einführung in den praktischen Journalismus, 12., neubearbeitete Auflage, München 1991

Ulrich Herzog: Text in der Praxis, Essen 1991

Wolf Schneider: Deutsch für's Leben. Was die Schule zu lehren vergaß. Hamburg 1994

Zum Beispiel:

Positive Resonanz fand die Kolumne „Man darf auch in die Kirche zurückkommen“ auf der Kirchenseite der Ruhr-Nachrichten. Berichte bewegen – das zeigt der Leserbrief.

Gesichter und Geschichten: Über die Presbyteriumswahl in Witten wurde von vielen Zeitungen berichtet. Das Konzept der Öffentlichkeitsreferentin, das Thema an einzelnen Personen,

festzumachen und über die jüngste und den ältesten der Gewählten zu berichten, kam gut an – hier der Bericht aus „Witten aktuell“ (nächste Seite).

Wiedereintritt – Prozeß mit vielen Akzenten

Man darf auch in die Kirche zurückkommen

Von H. NEUMANN*

Austritt aus der Kirche – seit einigen Jahren ein beliebtes Thema nicht nur in den Medien. Auch sonst in der Öffentlichkeit zur Genüge diskutiert.

Für manch' einen Zeitgenossen nach wie vor ein erwägenswerter Schritt, auch wenn die Austrittszahlen unübersehbar rückläufig sind. Mittlerweile erscheint gar die Rückkehr in die Kirche für einen immer größeren Kreis von Menschen konsequent, einhergehend mit der Erkenntnis: Antistimmung allein bringt's nicht.

Miteinander

Trends, Modewellen, Stimmungsmacher sind noch nie optimale Berater gewesen. Statt zu resignieren, zu protestieren, kommt es auf das Mitmachen, das Einmischen, das Bessermachen an, denn Kirche ist lebendiges Miteinander der vielen.

Jeder Austritt schmerzt, keineswegs nur unter finanziellen Aspekten. Menschen geben die Gemeinschaft auf, die von der Geborgenheit, der Ergänzung der Gaben, den unterschiedlichen Ideen und Phantasien, dem gemeinsamen Zufassen lebt. Mit ihrem Austritt verzichten sie bewußt auf die Verbundenheit mit anderen, auf die Handlungen der Kirche an Schnittstellen des Lebens: Taufe und Patenam, Konfirmation, Trauung, Bestattung, Teilnahme am Heiligen Abendmahl.

Sie versagen die Finanzierung der vielen sozialen Aktivitäten, ohne die der Staat nur schwerlich existieren könnte, von der auch jene profitieren, die zu keiner Glaubensgemeinschaft gehören. Und die Frage nach Werten und Sinn – wer sonst

soll sie in entsprechender Deutlichkeit stellen, das entstehende Vakuum füllen? Wo sonst wird sie so akzentuiert, so dezidiert, so bewußt und wegweisend beantwortet zum Wohl des Ganzen!

Rücktritt in die Kirche geschieht oftmals im Bewußtsein, daß nicht Egoismus, nicht das Recht des Stärkeren, nicht Ellenbogen, nicht kluge Ideen und Forderungen an andere weiterhelfen, sondern allein das Engagement, die Zuwendung gegenüber jenen, die der Zuwendung bedürfen, die Schwachen, die am Rande, die schnell Vergessenen.

Mitmachen in der Kirche meint Verantwortung für eine lebenswerte Welt, Verantwortung, die nicht delegiert, nicht freigekauft werden kann, vielmehr nach Taten der Liebe, nach Vorbildern ruft. Es geht ums Schenken und dabei gleichsam ums Beschenktwerden mit Freude, die heutzutage manch einer vergebens sucht. Der Weg zurück ist nicht selten mit der Überzeugung verbunden, daß es auf die Umsetzung der Geborgenheit und Fähigkeiten ankommt, die nicht Verdienste, sondern Präsenze sind.

Einsicht

Rücktritt ist die Einsicht: Glaube kann nicht im stillem Kämmerlein, abgeschottet vom Umfeld, eingebettet in ein persönlich zurechtgezimmertes ideologisches Gebäude, wachsen. Glaube muß konkret werden, im öffentlichen Bekenntnis, in der Einheit von Wort und Tat, gebunden an die Gemeinschaft der Gläubigen, die guttut, die ermuntert, die beauftragt, Kirche lebt vom Miteinander, so wie auch der Mensch schlechthin

nicht als Einzelkämpfer existieren kann.

Und Rücktritt ist der gereifte Entschluß: Ich muß mich engagieren, wenn mein Glaube mehr ist als nur Lippenbekenntnis und Tradition. Trennung von der Kirche vollzieht sich kurz und schmerzlos, ohne bewußt Abschied zu nehmen, mit dem Gang zum Amtsgericht.

Türen stehen offen

Rücktritt hingegen ist ein Prozeß mit vielen Akzenten. Dem Entschluß dazu folgt das persönliche Gespräch mit dem zuständigen Bezirkspfarrer, der wiederum das Anliegen dem Presbyterium als Leitungsgremium einer Kirchengemeinde vorträgt. Nach dessen Zustimmung ist die Teilnahme am Heiligen Abendmahl das Zeichen für die Mitgliedschaft, die Erfahrung: Ich gehöre wieder dazu, habe wieder eine Heimat, bin Teil des Ganzen, bin aufgerufen, mich zu engagieren. Die Türen der Kirche jedenfalls stehen offen. Lebendige Christen, die sich ergänzen, die sich den Fragen und Nöten der Zeit stellen, sie angehen, sind gefragt.

Für jeden gibt es einen Platz in der Gemeinde, die nicht von ihren Profis, sondern von der Vielfalt lebt. Ein Neuanfang kann immer wieder passieren. Die Kirche braucht mündige Christen, die mitdenken und mitwirken, die Ideen einbringen und sie umsetzen zum Wohl des Ganzen. Engagement in der Kirche ist Glaube konkret. Jeder ist wichtig. Auf jeden kommt es an!

Hartmut Neumann ist
Pfarrer an der
evangelischen
Melanchthon-Gemeinde in
Dortmund

Kirche

Zum Beitrag von Pfarrer Hartmut Neumann „Wiedereintritt – Prozeß mit vielen Akzenten“ schreibt dieser Leser:

Der Beitrag hat mich aus folgendem Grund teils berührt, teils bewegt:

Ich bin einer derjenigen, die vor einigen Jahren aus der evangelischen Kirche ausgetreten sind. Heute ist mein Eintritt über meinen jetzigen Gemeindepfarrer formell wieder eingeleitet.

Über die Gründe, die für mich ausschlaggebend für den damaligen Austritt waren, kann ich heute als 59-jähriger nur noch lächeln: Es war eine förmliche Trotzreaktion, weil der liebe Gott nicht so in meinem damaligen Leben mitmachen wollte, wie ich es mir gewünscht hatte.

In meinen letzten sieben Berufsjahren war ich viel unterwegs (250 Flüge nach München, über 100 Flüge nach Hamburg, 150.000 km mit dem Auto); und das alles ohne die geringste Gefährdung. Mein Fazit: Ich kann Gott um nichts mehr bitten, ich kann nur noch danken.

Unter dem Titel „Miteinander“ des Beitrages habe ich schmerzlich empfunden, was ich durch meinen Austritt verloren hatte, unter dem Titel „Einsicht“ freudig bestätigt bekommen, was ich wieder gewonnen habe.

Ich habe nun vieles nachzuholen und aufzuarbeiten. Aus persönlicher Erfahrung kann ich jedem, der Austrittsgedanken hegt, nur empfehlen: hiervon Abstand zu nehmen. „Christ sein“ kann nur in der Kirche und in der Gemeinde ausgelebt werden. Alle anderen Entscheidungen enden in einer persönlichen Unzufriedenheit.

Ich bin sicher, daß ihr Beitrag nicht nur mit viel Mut zu einem Neubeginn gemacht hat.

F. M.
Bochum

Über Leute

Über Leute - ganz lokal. In dieser Rubrik tauchen Leute von heute auf, über die es was zu berichten gibt. Sie haben etwas Besonderes vor oder haben es verwirklicht. Dabei wollen wir etwa über originelle Feste berichten wie über Jubiläen in Vereinen, Verbänden und der Geschäftswelt, über besondere Beförderungen oder über Persönlichkeiten aus Politik und Wirtschaft. Infos an 2818018.



Stefanie Brauer (18)

Die neuen und in ihrem Amt bestätigten Presbyter werden am Sonntag, 9. April, in den Gemeinde-Gottesdiensten des Kirchenkreises Witten-Hattingen eingeführt.

Stefanie Brauer (18), Annen, ist die jüngste Presbyterin im Kirchenkreis. Nach der Konfirmation machte sie nicht Schluss mit der Kirche, sondern leitete die Annener Theatergruppe „Flohkiste“. Bei Jugendreferent Bernd Wimmer lernte sie, Gitarre zu spielen. Heute leitet sie selbst einen Gitarrenkreis. „Außerdem arbeite ich nun schon seit über drei Jahren bei unserer Gottesdienstreihe an der Friedenskirche Gottesdienst beflügelt mit, da es mir besonders viel Spaß macht, mit eigenen Beiträgen den herkömmlichen Gottesdienst lebendig zu gestalten.“ Noch ist sie Schülerin am Marthöller-Gymnasium. Und nach dem Abi im Juni? „Nach dem Abitur möchte ich Physik und Theologie studieren“, sagt sie.

Reinhold Schmitz (72), Rüdinghausen, ist der älteste Presbyter in Witten. 30 Jahre ist es her, dass er ins Presbyteramt berufen wurde. „Ich kannte Rüdinghausen, da ich dort aufgewachsen bin. Was das Presbyteramt betrifft, wusste ich allerdings nicht, was auf mich zukam. Als Baukirchmeister habe ich immer vertreten, dass der Wert der Grundstücke und Gebäude erhalten bleibt.“ Er habe sich oft als Bauherr gefühlt, sagt er. „Seine Projekte“: der Kindergarten, die Restaurierung der alten Kirche (1863), die Friedhofskapelle mit den schönen Glasfenstern, die neue Orgel und als größte und letzte Aufgabe das neue Gemeindehaus. Wichtig sind Reinhold Schmitz die jungen Menschen: „Für die Jugendlichen müssen wir mehr tun, denn die Jugendlichen von heute sind die Kirchenmitglieder von morgen.“



Reinhold Schmitz (72)

Präsenz im Internet

Gastfreundschaft als Markenzeichen lässt sich kurz fassen in drei Begriffe: Einladen – Aufnehmen – Dienen.

Im Internet wie auch außerhalb begegnen sich die verschiedenartigsten Gäste. Manche sind neugierig und schauen nur kurz herein. Andere sind auf der Durchreise und bleiben vorübergehend, weil sie auf der Suche nach einem bestimmten Ziel sind, wobei sie Hilfe erwarten. Manche wollen den Gastgeber provozieren, um seine Glaubwürdigkeit zu testen, weil sie insgeheim nach einer echten, gelebten Überzeugung suchen. Manche kommen als Gast, finden ein Zuhause und bleiben.

Beim Nachdenken über die genannten drei Begriffe lässt sich vieles entdecken zum Thema kirchliche Öffentlichkeitsarbeit und damit auch zur Einschätzung der eigenen Internetpräsenz. Grundsätzlich gilt: Die Art und Weise der Aufnahme und des Umgangs mit dem Gast sind bereits die Botschaft – wer in dieser Disziplin nicht überzeugt, tut es mit den eigentlichen Inhalten der Webseiten auch nicht mehr oder kaum noch.

Das Internet wird als Medium öfters kritisiert, weil es dem Menschen die Möglichkeit gibt, andere zu täuschen, die eigene Identität und die eigenen Absichten zu verschleiern. Die negative Besetzung des Wortes „virtuell“ mit „trügerisch“ und „unverlässlich“ hat hier eine ihrer Wurzeln. Im Internet entscheidet darum in besonderem Maß die authentische menschliche Begegnung. Sehr viele der Gäste auf kirchlichen Internetseiten suchen aus ganz unterschiedlichen Gründen den Kon-

takt zu den Menschen unter der Bildschirmoberfläche: Jemand möchte sein Kind taufen lassen und fragt, ob auch der muslimische Freund Pate werden kann (der Absender der Frage wohnt 100 km entfernt in einer anderen Gemeinde). Andere fragen nach Praktikumsplätzen. Eine Interessentin will wissen, wie sie ihre Kirchensteuer kappen kann, der Nächste sucht nach dem Tod eines lieben Menschen in einer E-Mail Trost. Jemand findet, dass „die Kirche“ und insbesondere der Papst allesamt Verbrecher sind und tut seine Überzeugung in heftigen Worten kund.

Gastfreundschaft als Markenzeichen: Die Ansprache „Treten Sie doch ein“ gewinnt im Raum der Volkskirche eine ganz eigene Bedeutung. Dem „Großen Eintritt“ – nämlich der Kirchenmitgliedschaft als Herzenswunsch – gehen mit Sicherheit „kleine Eintritte“ voraus. Einer davon können einladende, interessante und dem Nutzer nützliche Angebote im Internet sein. Umgekehrt haben ja auch dem „Großen Austritt“ in der Regel kleine Austritte den Weg bereitet.

Design und Gestaltung

Wenn Gastfreundschaft das Markenzeichen sein soll, muss der Wunsch nach Wiedersehen und Wiederkommen der Maßstab sein. Wenn ein Internetangebot diesen Wunsch überhaupt nicht weckt, ist es überflüssig oder zumindest dringend korrekturbedürftig. Wichtigstes Kriterium dabei ist zuerst der Inhalt, also die Nützlichkeit der gebotenen Informationen für die Zielgruppe. Ist dieses Kriterium erfüllt, wird die Website einer Gemeinde immer Besucher haben, auch wenn die Internetpräsenz in Eigenarbeit, ohne professionelle Hilfe von Grafikdesignern und Agenturen, aufgebaut wurde.

Gutes, professionelles Design verhilft aber dem Inhalt zur Geltung – man sollte sich deshalb unbedingt von Fachleuten vor Ort bei der Gestaltung des Internetauftritts helfen lassen. Wie viel gestalterische Professionalität kommt immerhin in anderen Bereichen, z.B. beim Planen und Errichten kirchlicher Gebäude zum Einsatz – Architekten, Professoren, Künstler werden angestellt. Nun lassen sich solche

Projekte vom Umfang her zwar nicht mit dem Aufbau von Internetpräsenzen vergleichen, aber niemand sollte denken, es sei bei letzteren mit rein technischen Grundkenntnissen ohne nennenswertes gestalterisches Können getan.

Über das genaue gestalterische Wie einer Website müssen zum größten Teil die Beteiligten selbst in Abhängigkeit vom Inhalt entscheiden. Es gibt aber ein paar allgemeine Hinweise für gastfreundliche Internetseiten:

Übersichtlichkeit, Orientierung und Sicherheit: Ein Gast, der sich in seiner Umgebung wohlfühlen soll, muss sich möglichst einfach und intuitiv zurechtfinden können. Eine überlegte Strukturierung der Informationen und entsprechende Benennung der Rubriken einer Homepage sind dafür Voraussetzung. Sollte man sich einmal verlaufen haben, muss man von jeder Seite aus zum Ausgangspunkt sowie zu wichtigen Zwischenstationen zurückspringen können.

Die Gestaltung der Seiten muss einheitlich sein. Im Internet, wo an beliebigen Orten abgelegte Informationen über Hyperlinks miteinander verbunden sind, ist es die Aufgabe der Gestaltung, dem Gast zu vermitteln, dass er sich noch innerhalb desselben Angebotes befindet und nicht schon unbemerkt ins nächste gegelitten ist. Logos, Farben, Schrift und Seitenaufteilung müssen wieder erkennbare Elemente sein, die klar mit dem Anbieter in Verbindung stehen. Was als Prinzip innerhalb einer Website gilt, ist aber auch darüber hinaus von Bedeutung: Wer die Internetseiten und die Gemeinde selbst besucht, muss das eine im anderen wiedererkennen können. Das heißt nicht, dass man nun immer den Kirchturm überall abbilden sollte – aber warum nicht umgekehrt ein vorhandenes Logo neben der elektronischen auch an die „echte“ Kirchentüre und auf die Briefbögen heften?

Die Gestaltung muss auch von Emotion und Stimmung her dem Inhalt entsprechen. Dass man in einem chinesischen Restaurant sitzt, erkennt man nicht erst an den Speisen (dem Inhalt), sondern schon vorher klar an der Gestaltung des Raumes und der Musik.

Wer für die Gemeinde Internetseiten anfertigt, sollte also darauf achten, dass Form und Inhalt einander entsprechen und dass sie in erster Linie die Hauptzielgruppe ansprechen, d.h. dort ihre Ziele erreichen. Wer je im Ausland zu Gast war, kennt die Freude über einen Gastgeber, der die eigene Sprache fließend beherrscht.

◆ TIPPS

Erfüllbare Erwartungen wecken

Virtualität als trügender Schein tritt nicht nur als böse Absicht auf. Sie begegnet immer dann, wenn eine an sich gut gemeinte Internetpräsenz ihr Versprechen nicht einlöst. Die Bildschirmoberfläche wirbt für Verlässlichkeit und lädt zur Kommunikation ein; E-Mails werden aber vielleicht gar nicht oder erst nach Wochen beantwortet, Telefonnummern und Adressen sind nicht vorhanden oder stimmen nicht mehr. Nicht selten sind Ansprechpartner auf Anfragen innerlich und inhaltlich nicht vorbereitet (die oben genannten Beispiele sind der Realität entnommen und begegnen auch Gemeinden, es gibt im Internet keine Ortsgrenzen). Niemand muss und kann dabei alles selbst beantworten, man sollte aber nur in begründeten Fällen Anfragen völlig unter den Tisch fallen lassen und sollte vor allem niemals etwas nur deshalb nicht beantworten, weil man nicht weiß, wer für die Antwort zuständig ist.

Kontaktmöglichkeiten schaffen

Finden sich gar keine E-Mail- und weitere Adressangaben oder ausschließlich die Adresse des Webmasters, wirkt eine Internetpräsenz nicht als einladende, offene Tür, sondern als Hürde, die nur der engste Kreis überwindet – das kann gewollt sein, wenn man ein internes Gemeindeforum mit Informationen ausschließlich für Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter betreiben möchte. Denkt man aber eigentlich an andere Dialoggruppen, sollte man sinnvolle Kontaktmöglichkeiten nennen und vorbereitet sein.

Zeitaufwand einplanen

Wer einladende und nützliche Internetseiten betreibt, muss mit ständig wachsendem Zeitaufwand für Kommunika-

tion per Telefon und E-Mail rechnen. Eine gute Website nimmt zwar auch eine Reihe von Routineanfragen ab, aber gerade wenn sie gut ist, macht sie neugierig auf das, was die Gemeinde sonst noch zu sagen und zu bieten hat.

Regelmäßig aktualisieren

Das Internet ist ein schnelles und vielseitiges Medium. Nutzerinnen und Nutzer erwarten daher (und weil sie von den „Großen“ her verwöhnt sind) in erster Linie aktuelle und nützliche Informationen. Die regelmäßige Aktualisierung des eigenen Angebots ist darum unverzichtbar. Wer seine Informationen zu sehr veralten lässt, schreckt dauerhaft Besucher ab („Ich habe es in der Vergangenheit ein paar Mal probiert – es gibt bei denen nichts Neues“). Das heißt nicht, dass man Woche für Woche das komplette Angebot umkrempeln muss – aber immer wieder ein paar aktuelle, nützliche Hinweise an exponierter Stelle, z.B. direkt auf der Begrüßungsseite, signalisieren die eigene Wachheit und werben für den Rest des Angebots.

Die Homepage als Spiegel der Gemeinde

Es ist sinnvoll, am besten noch vor oder sonst während des Betriebs eines Internetangebots einmal die Gastfreundlichkeit und Öffentlichkeitsarbeit der eigenen Gemeinde zu erforschen. Wie wird auf herkömmlichen Wegen (Brief, Telefon, Gemeindebrief, Besuche) mit Menschen kommuniziert? Was geschieht, wenn Menschen von außen kommen? Gibt es gastfreundliche Begleitung von Menschen auch in alltäglichen Situationen? Es ist weiterhin von großer Bedeutung zu wissen, was man selbst gut kann und was darüber hinaus gerade die eigene Gemeinde unverzichtbar macht. Wer das benennen kann, sollte es auch ins Internetangebot mit hinein nehmen. Legen Sie dabei die Maßlatte nicht zu hoch und lassen sich von den Erfolgen anderer nicht entmutigen. Vieles ist nicht einfach übertragbar, die eigene Kreativität bleibt immer gefragt.

Zum Weitersurfen

Die Arbeitsstelle Internet beim Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik in Frankfurt betreibt unter <http://www.i-public.de> ein Themenma-

gazin mit vielen nützlichen Texten und Hinweisen, darunter auch der Artikel „Gemeinden im Netz – zeig mir deine WebSite und ich sage dir, wer du bist“ von Ralf-Peter Reimann: http://www.gep.de/internet/ip_kol002.html

Christoph Roth

Interessante Gemeinde-Websites

Evangelische Martinsgemeinde Heuchelheim
<http://www.dike.de/heuchelheim>

Evangelische Kirchengemeinde Regnitzlosau
<http://www.ev-kirche-regnitzlosau.de>

Evangelische Elisabethkirchen-gemeinde Marburg/Lahn
<http://www.elisabethkirche.de>

Auf der landeskirchlichen Website (<http://www.ekvw.de>) findet sich unter Gemeinden – Gemeinden online eine Liste mit Internetadressen aller westfälischen Kirchengemeinden, die ihre Präsenz der Online-Redaktion der EKvW mitgeteilt haben.

Leben am Ort

„Lass die Kirche im Dorf!“ – Kirche und Lebensumwelt gehören so eng zusammen, dass diese Verbindung sogar für Sprichworte taugt. Schon im Ortsbild prägen Kirchen ihr Umfeld erheblich. Ihre Funktion für das soziale Leben „vor Ort“ ist noch größer.

Allein die Tatsache, dass die Kirche vor Ort ist, stellt einen erheblichen „Service“ dar: In vielen Ortschaften und Vierteln ist die Kirche das letzte öffentliche Angebot, das bleibt. Die Postfiliale ist geschlossen, der Lebensmittelladen dicht – aber unsere Kirche, die haben wir! Die Kirche ist präsent – in Gestalt der Pfarrerin oder des Pfarrers, die am Ort wohnen. Sie ist sichtbar durch die genutzten Gebäude und hörbar durch die Glocken, die das Angebot des Gottesdienstes auch denen signalisieren, die nicht teilnehmen. Die Bedeutung dieser Präsenz für die Identität der Wohnbevölkerung ist nicht zu unterschätzen. Oft merkt man das erst, wenn dieses Angebot bedroht ist.

Darüber hinaus kann sich die Kirchengemeinde aktiv für die Lebensverhältnisse am Ort einsetzen. Die Kirche ist in dem Maße wichtig an ihrem Ort, wie sie sich um ihr soziales Umfeld kümmert.

Der Überschneidungsbereich von christlicher und kommunaler Gemeinde ist dabei ein besonderes Beziehungsfeld zu den fernstehenden Gemeindegliedern, die ja stets auch zur Stadt- oder Dorfbevölkerung gehören. Sie haben Anteil am öffentlichen Leben und sind von lokalen Strukturveränderungen betroffen. Sie identifizieren sich mit ihrem Wohnort, seinen

Traditionen und Festen, sie schätzen seine Qualitäten und leiden unter seinen Problemen. Wenn eine Kirchengemeinde sich sichtbar mit diesen Themen auseinandersetzt, schlägt sie auch Brücken zu ihren fernstehenden Mitgliedern.

Heute sind Bürgerinnen und Bürger stärker gefordert, ihre Belange selbst in die Hand zu nehmen. Rationalisierung und leere Kassen bei der öffentlichen Hand führen dazu, dass viele notwendige Projekte nur noch durch den Einsatz aktiver Freiwilliger zu realisieren sind. Die Kirchengemeinde kann durch ihre Verbindung zum Wohnort, durch ihr Angebot an Räumen und das Vertrauen, das sie als Versammlungsort genießt, dabei eine wichtige Rolle spielen.

Hier kann die Bürgerinitiative zur Verkehrsberuhigung im Viertel tagen. Ihre Aktivität lässt sich sinnvoll mit der Jugend- oder Kindergartenelternarbeit verbinden.

Hier ist der Raum für Hearings mit Kommunalpolitikern aller Parteien, die andernorts kaum gemeinsam zum Gespräch mit Bürgerinnen und Bürgern zusammenkommen.

Hier kann das diakonische Handeln einer Gemeinde konkrete Aufgaben finden: In einer Gemeinde mit großer Armut oder Obdachlosigkeit beispielsweise, in der Einrichtung einer Suppenküche oder Waschelegenheit, in „Schlafstädten“ mit vielen auswärts arbeitenden Eltern, durch Angebote der Kinderbetreuung oder Hausaufgabenhilfe. Angesichts der Alterseinsamkeit vieler Menschen gewinnt das Angebot gemeinsamen Essens eine wachsende Bedeutung. Mittagstische und Kirchencafés bieten Nahrung für Körper und Seele.

Stadtteil- oder Gemeindefeste, Ausstellungen und musikalische Veranstaltungen, Beteiligung an Ferienpass- und Stadtranderholungsaktionen, ... die Möglichkeiten, als Gemeinde eine aktive Rolle im Lebensumfeld zu übernehmen sind vielfältig, entscheidend ist die Frage, was an ihrem Ort „dran ist“.

Im Netz der Beziehungen zum Lebensumfeld hat die Gemeinde ihren festen Platz. Damit Gemeinde in dieser Rolle wahrgenommen wird, ist eine gute Öffentlichkeitsarbeit unverzichtbar. Die Presse hat gerade bei ortsbezogenen Aktivitäten großes Interesse an Berichten, darüber hinaus sind Reportagen im Gemeindebrief, thematische Gottesdienste, Ausstellungen und Plakate geeignete Kommunikationsmittel, sofern die Aktivitäten nicht selbst schon starken Öffentlichkeitscharakter haben.

Die Arbeit mit den Lebensverhältnissen am Ort schafft auch neue Möglichkeiten der Beteiligung: Die zeitlich begrenzte Mitarbeit bei einer Verkehrsberuhigungsaktion oder die Unterstützung der Suppenküche kann Mitglieder ansprechen, die sich für Gemeindeaktivitäten, die eher nach innen gewandt sind, nicht interessieren.

Die Verbindung darstellen

Unterstreichen Sie die Verbindung Ihrer Gemeinde zu Ort und Region optisch. Wenn das Kirchengebäude ein markanter Punkt im Stadtbild ist, kann es ein gutes Motiv für den Briefkopf sein. Umgekehrt kann das Umfeld geeignete Motive liefern. So zeigt z.B. der Briefkopf des Kirchenkreises Recklinghausen das Kreuz auf der Silhouette eines Förderturms.

Themen des Ortes ins Gespräch bringen

Greifen Sie im Gemeindebrief Themen auf, die die Menschen am Ort bewegen (Arbeitslosigkeit, Bauprojekte, Strukturveränderungen etc.). Lassen Sie Menschen aus dem lokalen öffentlichen Leben im Gemeindebrief zu Wort kommen.

Kooperationen eingehen

Schlagen Sie Brücken zum Angebot der Volkshochschule an Ihrem Ort. Angebote der Gemeinde, die als VHS-Kurs geeignet und entsprechend ausgeschrieben sind, sprechen einen weiteren Kreis von Interessierten an.

Kritisches Potenzial

Zunehmend werden in Städten und selbst kleineren Orten verkaufsoffene Sonntage durchgeführt. Fast immer

bildet ein Veranstaltungsrahmen die Legitimation dieses Sonntagsverkaufs: Stadtfest, Autosalon, Märchentag oder was immer sich findige Stadtmanager und Kaufleute einfallen lassen. Die Kirche steht dieser Kommerzialisierung des Sonntags kritisch gegenüber. Zugleich sind an vielen verkaufsoffenen Sonntagen die Innenstädte voll. Mit einem Gottesdienst kann die Kirche das Veranstaltungsprogramm mitprägen. Kritische Impulse kommen dabei ebenso zum Zuge, wie die Verkündigung der frohen Botschaft, die Menschen so am Ort ihrer Freizeitgestaltung erreicht. Durch ihre Präsenz erweist sich die Kirche als Teil der Stadtkultur, deren aufbauende und kritische Botschaft wichtige Impulse gibt.

Hansjörg Federmann

Zum Beispiel:

Kirche auf dem Wochenmarkt – in Gescher



„Auf dem Markt geht es gleich zur Sache“ – Dirk Hirsekorn an seinem Stand

Nach einem Jahr in Gescher war mir klar, dass sich in mein Amtszimmer kaum je ein Mensch begeben würde. Die evangelische Kirche mit ihren Gebäuden liegt schließlich am Rand der Stadt. Keine Geschäfte oder ähnliches führen Menschen am Grundstück vorbei. Meine Kontakte zu den Gemeindegliedern waren also davon abhängig, dass ich zu ihnen gehe. Natürlich gab es da die Geburtstagsbesuche und Kasualbesuche. Aber sollte das alles sein? Alle Gemeindeglieder nach einem bestimmten System besuchen? Keine Zeit! Ich erinnerte mich an eine Situation in einer anderen Kirchengemeinde, während meiner Ausbildungszeit. Die Stadt plante, den Marktplatz zu erneuern und bot der Kirchengemeinde an, in diesem Zusammenhang auch den Vorplatz der Kirche mitzugestalten. Die Diskussion im Presbyterium drehte sich vor allem um die Belastung, die durch den Wochenmarkt auf die Kirchengemeinde zukommen könnte: Da könnten sich die Marktstände ja in den Eingang der Kirche ausbreiten. Leider waren das die überwiegenden Stimmen. Kaum jemand nahm die Chance für die Gemeindeglieder wahr: Wenn die Marktbesucher sich an den Ständen schon bis zur Kir-

chentür bewegt haben, braucht die doch nur geöffnet zu sein, ein kleines Angebot, z.B. Kaffee anzubieten und manch einer wird hereinkommen – auch von denen, die sonst niemals zur Gemeinde kommen würden.

Aber in Gescher ist der Markt weit weg. Also musste ein eigener Marktstand her. Und als Vehikel diente hier der Verkauf von gepa-Artikeln. Sonst sieht das ja komisch aus, wenn der Pfarrer nur dumm auf dem Markt rumsteht und nichts tut. Der Verkauf rechtfertigt die Anwesenheit. Am Anfang stand die Frage nach einer Erlaubnis. Das Ordnungsamt teilte mit, dass eine Standgebühr zu entrichten ist (zur Zeit 4,-DM pro Monat). Ein Gewerbeschein sei nicht nötig, weil es sich um eine gemeinnützige Sache handele.

Mein erster Marktstand war ein einfacher Camping-Klapptisch, der auf einem mit gepa-Artikeln gefüllten Fahrradanhänger festgeschnallt wurde. So ging es um 6.00 Uhr auf den Markt. Die Zeit bis 12.00 Uhr war ganz schön lang. Vor allem, weil bis 9.00 Uhr kaum jemand auf den Markt kam. Die erste Veränderung betraf den Zeitraum: von 9.00 Uhr bis 11.30 Uhr reicht, außerhalb dieser Zeit ist der Markt in Gescher eher leer. Für mich ergibt sich so die Möglichkeit, auch noch einen eventuellen Geburtstagsbesuch anzuschließen. Außerdem gehe ich nicht jede Woche auf den Markt. Jede erste und dritte Woche eines Monats ist mein Tag, seit sechs Jahren. Um dem Regen zu trotzen, und im Sommer die Schokolade nicht gleich flüssig werden zu lassen, reichte zunächst ein Sonnenschirm. Im Winter allerdings ist es ungemütlich. Das war der Zeitpunkt, an dem ich zum ersten Mal mit dem Auto fuhr, um eine Gasheizung mitzunehmen. Dann wurde das Angebot erweitert (in ein Auto passt was rein), dann ein größerer Marktstand aus Holz gebaut. Heute habe ich von einem Marktkollegen einen gebrauchten Marktschirm mit Seitenwänden übernommen (der im Winter wirklich beheizt werden kann).

Aber egal wie der Stand aussieht, das Konzept – Begegnung mit den Menschen – geht immer auf.

Wenn der Pfarrer auf dem Markt präsent ist und keine (Ziegel-) Wände ihn abschirmen, dann wird er auch angesprochen. „So nebenbei“ führe ich viele wertvolle Gespräche: Wer krank ist, verzogen ist, Taufanmeldungen, Absprachen zu Gemeindegruppen oder einfach mal den Pfarrer kennenlernen. Auch der Stadtdirektor kam schon einmal bewusst zu mir, um etwas Dienstliches mit mir zu besprechen. Von vielen Gesprächen bin ich überzeugt, dass sie nicht stattgefunden hätten, wenn ich nicht auf dem Markt stände. Deswegen den Pfarrer anzurufen (womöglich zu belästigen), würden sich viele nicht wagen. Und dann die Anzahl der Kontakte: So viele Hausbesuche konnte ich an einem Vormittag nicht schaffen. Auf dem Markt gibt es keine Aufwärmphase, wie das oft beim Hausbesuch der Fall ist. Hier geht es gleich zur Sache. Oft stört es auch nicht, wenn andere zuhören. Wenn doch, wird ein Besuch vereinbart. Und wenn mal keiner kommt, weil das Wetter schlecht ist? Dafür habe ich immer ein Buch dabei, oder bereite etwas vor.

Anfangs gab es noch eine Vertretung, wenn ich Urlaub hatte. Ein pensionierter Presbyter übernahm den Dienst. Aber das ist nicht dasselbe.

1. Der Verkauf ist nicht so gut
2. Dessen Gespräche haben mit der Gemeinde weniger zu tun.

Heute gibt es keine Vertretung mehr. Die Menschen wollen den Pfarrer sprechen. Das ist für dieses Angebot auch in Ordnung. Schließlich entspricht das dem Konzept. Beteiligung und Verantwortung von Nichttheologen gibt es in Gescher bei anderen Angeboten, aber das wäre ein neuer Bericht.

Dirk Hirsekorn

Zum Beispiel:

Leben in Wehringhausen – Paulus-Kirchengemeinde in Hagen

Wehringhausen ist ein Hagener Stadtteil, der um die Jahrhundertwende seine heutige Gestalt bekam. Die Industrialisierung machte aus einem Dorf einen Ortsteil mit einer Mischung aus Industrie, Handel und Handwerk und einer dichten Wohnbebauung. Jugendstilfassaden prägen die fünfgeschossigen Wohn- und Geschäftsstraßen. In der Mitte, auf dem Wilhelmsplatz, treffen sich die Menschen beim Wochenmarkt. Es gibt zwei Kirchengemeinden, Sportvereine, ein alternatives Kulturzentrum und an jeder Ecke eine Kneipe, in der Leute sich treffen. Seit der ersten Stahlkrise in den 60er Jahren hat die Zahl der Läden und Betriebe abgenommen, ziehen Deutsche fort und ausländische Mitbürger nach. Dadurch ist das kulturelle Leben bunter geworden. Zugleich haben sich die Anforderungen an Integration erhöht.

Die Paulusgemeinde bemüht sich, durch Arbeit im Gemeinwesen die Identifikation mit dem eigenen Stadtteil zu stärken. Arbeitsplätze sind verloren gegangen, Fachgeschäfte wurden aufgegeben, die Postfiliale geschlossen, die Stadteibücherei und der Bürgerladen der Stadtverwaltung aufgegeben. Die Werbegemeinschaft der Kaufleute ist praktisch nicht mehr tätig.

Mit einem Sozialeminar wurde diese Situation aufgegriffen. Wir haben gefragt: „Wie ist es bei uns bestellt um das Wohnen, die Arbeitsplätze, den Verkehr, das Zusammenleben mit Ausländern? Wie könnte eine Stadtteilplanung aussehen, die Bürgerinnen und Bürger einbezieht?“ Die verschiedensten Initiativen, die sich für das soziale Leben engagieren, wurden eingeladen, ihre Arbeit vorzustellen: eine Bürgerinitiative zur Verkehrsberuhigung, eine Spielplatzinitiative, ein Erzählcafé, das Stadtteilfest, die Falken, die in der ehemaligen Bücherei einen Jugendtreff betreiben und die Mieter eines Hauses, die ihren Innenhof begrünt hatten. In einem Gottesdienst haben wir „der Stadt Bestes gesucht“. Wir haben Stadtpaziergänge mit Führung erlebt

und mit türkischen und portugiesischen Frauen zusammen gekocht, gegessen und erzählt. Die Zusammenarbeit mit Mitarbeitenden aus der Stadtverwaltung war ermutigend.

Die Kontakte dieses Seminars waren hilfreich bei einer folgenden Aktion, „Tempo 30“ in Wehringhausen einzuführen. Wieder haben viele Initiativen sich zusammengetan, Geld zusammengelegt und Markierungen auf den Straßen aufgebracht. Schulkinder haben selbst Schilder gemalt und mit Lehrern und Eltern aufgehängt. Es ist sichtbar geworden, dass wir zusammen etwas tun können.

Als das Café am Marktplatz zumachte, sagten Frauen aus unserer Gemeinde: „Im Café konnte man sich am Markttag treffen. Jetzt machen wir einfach das Café.“ So ist das Gemeindehaus jetzt jeden Freitag zum „Café Paula“ geöffnet und Menschen kommen, um andere zu sehen und miteinander etwas zu essen.

Da es viele allein lebende Seniorinnen im Stadtteil gibt, findet das Mittagessen nach dem Gottesdienst viel Interesse. Ein Presbyter kocht mit einem Team jeden zweiten Monat für etwa 60 Personen.

Während der großen Wohnungsnot am Anfang der 90er Jahre sind die Gemeindegruppen zusammengedrückt. Dadurch konnten zwei kurdische Familien für zwei Jahre untergebracht werden. Deutschkurse wurden organisiert, Kinder und Mütter in Spielkreisen aufgenommen. Als gegenüber der Kirche ein Flüchtlingsheim eingerichtet wurde, organisierte die Gemeinde in ihren Räumen Spiel- und Hausaufgabengruppen und lud Deutsche und Flüchtlinge zum gemeinsamen Kaffeetrinken ein.

Da die Gemeinde über große Räumlichkeiten verfügt, kann sie auch für andere Gastgeberin sein. Wöchentlich trifft sich hier eine Gruppe tamilischer Christen, die auch den letzten Pfingstgottesdienst mitgestaltet hat. Die Griechisch-Orthodoxe Gemeinde feiert ihr Osterfest und ihr Jahresfest. Die Alzheimer-Selbsthilfegruppe veranstaltet Informationsabende und Betreuungsnachmittage und führt mit der Gemeinde Gottesdienste und Patientenfeiern durch.

Inzwischen hat unsere Arbeit in Wehringhausen auch ein Symbol: einen Kaffeebecher mit den Bildern unserer Kirche und des Gemeindezentrums, dazwischen der Text: „Evang.-Luth. Paulusgemeinde: Leben in Wehringhausen“. Das heißt, es geht lebendig zu in dieser Gemeinde und: sie beteiligt sich daran, das Beste der Stadt zu suchen.

Martin Schwerdtfeger



Nicht irgendein Becher: Die Tasse der Paulus-Gemeinde Wehringhausen

Gruppen öffnen

Die Erfahrung zeigt: Es ist nicht leicht, in einen Kreis hereinzukommen. Er wirkt geschlossen.

Wie kann sich eine Gruppe öffnen? Dazu möchte ich Ihnen im folgenden einige Anregungen geben. Es sind Impulse zum Einüben von mehr Gastfreundschaft und Mitgliederorientierung, keine Patentrezepte. Dass Ihre Gruppe sich einladend und gastfreundlich erweist, dafür können Sie sorgen. Ob sich andere Ihrer Gruppe dann auch anschließen, dafür sind Sie nicht verantwortlich.

Motivation und Fähigkeit, auf andere zuzugehen, fördern

Ein Schritt in dem Bemühen, auf Gemeindeebene mit Menschen in Kontakt zu kommen, die nicht der eigenen Gruppe angehören, kann es sein, Gruppen gleichen Typs aus anderen Gemeinden einen Besuch abzustatten oder sie in die eigene Gruppe einzuladen. Gesprächskreis besucht beispielsweise Gesprächskreis, Bastelkreis besucht Bastelkreis. Bei solchen Treffen werden die Mitglieder einer Gruppe darin unterstützt, sich auf Fremde im Gespräch einzulassen und neue Impulse aufzunehmen. Sie können sich darin üben, gewachsenen Ordnungen und Strukturen gegenüber flexibel zu werden (z.B. Sitzordnung und Ablauf des Treffens, usw.).

Noch spannender kann es werden, wenn zu einem bestimmten Zeitpunkt jeweils die Hälfte der Gruppe die Gruppe gleichen Typs in der anderen Gemeinde aufsucht. Hieraus könnte sich für die nachfolgenden „normalen“ Treffen der Gruppe intensivere Gespräche über „die anderen“ ergeben. Die Erfahrungen in der Begegnung mit denen, die nicht zur eigenen Gruppe gehören, würden sich nachhaltiger auswirken.

Natürlich ist es auch möglich, dass sich Gruppen unterschiedlichen Typs innerhalb der eigenen Gemeinde einladen – mit dem Ziel, sich kennen zu lernen und dabei einzuüben, auf andere zuzugehen.

Für das Gruppenangebot werben

Nehmen Sie von Zeit zu Zeit die Gelegenheit wahr, im Rahmen der Abkündigungen mit ein paar persönlichen Worten zu Ihrer Gruppe einzuladen. Wenn möglich, gestalten Sie Teile des betreffenden Gottesdienstes als Gruppe mit, z.B. Gebete oder Lesungen. Auf diese Weise stellen Sie sich konkret vor. Die Gemeindeglieder nehmen Sie wahr und können sich Ihre Gesichter einprägen. Das kann eine spätere Kontaktaufnahme erleichtern.

Sorgen Sie dafür, dass Sie im Gemeindebrief auf der Seite, die einen Überblick über die regelmäßigen Gemeindeveranstaltungen bietet, zumindest mit der Bezeichnung Ihrer Gruppe, einer namentlich genannten Kontaktperson und einer entsprechenden Telefonnummer aufgeführt sind. Bei weiteren Angaben wie Wochentag, Uhrzeit und Ort des Treffens achten Sie auf Aktualität.

Schreiben Sie hin und wieder einen Artikel über Ihre Gruppe. Rückblicke auf gelungene gemeinsame Aktionen sind schön, zumal wenn sie mit einem Bild konkret vor Augen geführt werden. Teilen Sie aber den Leserinnen und Lesern auch mit, was Sie in naher Zukunft in Ihrer Gruppe vorhaben, was Ihre Schwerpunkte für die nächste Zeit sein werden. Das könnte einige auf den Geschmack bringen.

Wenn Sie im Schaukasten für sich werben, sollte Ihre Präsentation klein aber fein und vor allem ein Blickfang sein. Geben Sie den Passanten einen Einblick in Ihre Gruppenarbeit, vielleicht durch eine Fotocollage.

Wenn es sich ergibt, stellen Sie Ihre Gruppe gleich in der Weise vor, dass Sie sich in die Gestaltung des Festes mit einbringen – möglichst in einer für Ihre Gruppe typischen Art und Weise (z.B. Bibelquiz – Bibelkreis, Kleidermarkt / Spielaktion für Kinder – Kreis Junger Mütter, Offenes Singen – Chor, usw.). Im Anschluss an die Aktion, die Sie zum Fest beitragen, können Sie persönlich für Ihre Gruppe werben und Interessierte einladen. Wenn Sie auf dem Fest die Verantwortung für einen Stand übernehmen, präsentieren Sie Ihr Gruppenangebot in unmittelbarer

Nähe auf einer Stellwand oder auf einem Infotisch – auch Bäume und Fensterflächen lassen sich gut als Werbefläche nutzen – und verteilen Sie parallel dazu Handzettel.

◆ TIPPS

Erwartungen ernst nehmen

Wenn Menschen heutzutage eingeladen werden, sich einer Gruppe anzuschließen, stellen sie sich als erstes die Frage: „Warum sollte ich? Was bringt mir das?“ Binden Sie in Ihre Einladung am besten gleich eine positive Antwort auf diese Frage ein. Sprechen Sie aus, was die interessierten Neuen in der Gruppe erwartet und warum es für Sie gut ist, gerade in die Gruppe zu kommen, zu der Sie einladen. Bleiben Sie dabei ehrlich. Wecken Sie keine falschen Erwartungen. Sonst gibt es später unnötige Enttäuschungen.

Profil zeigen

Gastfreundschaft hat auch etwas damit zu tun, dass Menschen, die neu dazukommen wollen, wissen, woran sie sind. Die Gemeindegruppen sollten ein erkennbares Profil haben, das sie auch „nach außen“ hin vertreten können. Zum Profil einer Gemeindegruppe gehören die Inhalte, die für eine bestimmte Zielgruppenorientierung von Belang sind. Bietet sich die Gruppe für Singles und/oder Ehepaare an, für junge und/oder ältere Menschen, für Männer und/oder Frauen? Worin liegt das Besondere dieser Gruppe? Zu welchem Gruppentyp gehört sie? Ist sie vorrangig daran orientiert, dass sich Menschen kennen lernen und ihre Freizeit gemeinsam gestalten (beziehungorientierte Gruppe)? Oder stehen gemeinsame Interessen oder Bedürfnisse im Vordergrund, so dass die Gruppe vor allem deswegen zusammenkommt, um sich über Fragen zu bestimmten Lebensbereichen wie Erziehung, Älterwerden, Partnerschaft, usw. auszutauschen (bedürfnisorientierte Gruppe)? Oder liegt das Hauptinteresse eher auf einer inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem christlichen Glauben und seiner Bedeutung für das Leben im Alltag (glaubensorientierte Gruppe)? Oder hat die Gruppe darin ihren Schwerpunkt, dass sich die Mitglieder einer gemeinsamen

Aufgabe widmen und miteinander auf ein Ziel hin zuarbeiten (aufgabenorientierte Gruppe)?

Wie sieht die Struktur eines Gruppentreffens aus? Gibt es Berührungspunkte der Gruppenmitglieder auch außerhalb der regelmäßigen Treffen, z.B. gemeinsame Ausflüge oder Feste als feste Bestandteile des Jahresprogramms?

Zur Darstellung des Profils gehört auch die Information darüber, ob eine Gruppe zur Zeit offen ist für neue Mitglieder oder nicht. Manchmal kommt es vor, dass eine Gruppenzusammensetzung dermaßen schnell wechselt, dass die Gruppe sich außerstande sieht, zusammenzuwachsen, zu einem persönlichen Austausch zu kommen oder sich einer gemeinsamen Aufgabe angemessen zu widmen. Hier kann es sinnvoll sein, einen Zeitraum zu verabreden, in dem keine neuen Mitglieder aufgenommen werden. Das heißt umgekehrt aber auch, dass interessierten Personen von vornherein mitgeteilt wird, wann die Gruppe wieder offen ist für neue Mitglieder. Es versteht sich, dass zu gegebener Zeit auch wieder neu eingeladen und geworben wird.

Je genauer Sie das Profil Ihrer Gruppe darstellen können, umso offener und einladender wirkt Ihre Gruppe auf andere.

Gruppen auf Zeit anbieten

Bieten Sie in Ihrer Gemeinde verstärkt Gruppen auf Zeit an. Die meisten Menschen können und wollen sich nicht mehr auf Dauer für irgend etwas verpflichten. Daran sollte sich das Gruppenangebot orientieren. Sechs bis acht Treffen in kürzeren Abständen (etwa innerhalb eines Halbjahres) oder der Zeitraum von einem Jahr, wobei hier durchaus auch ein wöchentliches Treffen gedacht werden kann – das könnte etwa ein Zeitrahmen sein für eine auf Zeit geplante Gruppe. Die Zeitstruktur richtet sich nach dem Profil der Gruppe, d.h. sie richtet sich danach, auf welchen Personenkreis die Gruppe zugeschnitten ist, was sie inhaltlich bietet und wie sie ihre Treffen gestaltet.

Die Verbindlichkeit auf Zeit wirkt einladend. Das ist der Vorteil der zeitlich begrenzten Gruppen. Ihre Schwäche liegt darin, dass die Mitglieder einer solchen Gruppen in der kurz bemessenen Zeit nur schwer zu einer intensiven Gemeinschaft zusammenwachsen können. Manchmal wird in solchen Gruppen ein vertrauensvoller Umgang der Mitglieder untereinander und die Erfahrung konkreter Weggemeinschaft vermisst (Ausnahmen bestätigen die Regel!).

Rotationssystem

Wenn eine Gemeinde mehrere Gesprächs- oder Bibelkreise hat oder eine größere Anzahl von Hauskreisen, kann es sich anbieten, die Gruppen nach einem Rotationssystem neu zusammen zu setzen. Innerhalb eines Gruppentyps entstehen so in regelmäßigen Abständen Gruppen auf Zeit. Nehmen wir an, Sie haben sieben Gruppen gleichen Typs. Im Normalfall bleiben diese Gruppen auf Dauer zusammen, über Jahre oder oft auch über Jahrzehnte in derselben oder nur leicht veränderten Zusammensetzung. Solche Kreise könnten dazu neigen, um sich selbst zu kreisen und den Blick nach außen zu verlieren. Sie wirken dann wenig einladend. Man hat den Eindruck, dass sie eine geschlossene Gruppe sind. Dieser Eindruck blockiert. Und das ist schade – für die, die gerne zu dieser Gruppe gehören würden und für die, die von sich sagen, dass sie gerne neue Mitglieder hätten, die frischen Wind in die Gruppe bringen. Rotationssystem heißt: Jede Gruppe bleibt ein Jahr lang zusammen und beschäftigt sich inhaltlich mit einem besonderen Thema. Nach diesem Jahr werden die Gruppen neu gemischt. Ein günstiger Zeitpunkt dafür ist die Zeit im Anschluss an die Sommerferien. Die Gemeinde lädt zu einem Kennenlern- und Infoabend ein. Hier kommen die „alten“ Gruppenmitglieder zusammen, die weiterhin an der Gruppenarbeit interessiert sind, und die interessierten „neuen“. Nach einem gemeinsamen Essen werden die Gruppenthemen für das kommende Jahr vorgestellt und die Personen, die sich für die jeweilige Gruppe verantwortlich wissen. Außerdem werden die Anwesenden über die Eckdaten des jeweiligen Gruppenangebotes informiert, soweit sie schon feststehen (Ort

und Zeitstruktur, Kinderbetreuung, usw.). Danach wählen die Anwesenden die Gruppe, auf die sie gerne zugehen möchten. Eine endgültige Zusammensetzung der Gruppen wird erst nach einer gewissen Findungsphase von einigen Treffen zustande kommen.

Die Erfahrung zeigt, dass sich in einer sogenannten neuen Gruppe, häufig der „harte Kern“ einer alten zusammenfindet. Das ist auch in Ordnung so. Fast immer sind aber auch wirklich neue Teilnehmerinnen und Teilnehmer mit dabei. Auf diese Weise unterstützt das Rotationssystem Gruppen dabei, sich immer wieder neu zu öffnen.

Gruppen teilen

Eine Form von Gastfreundschaft kann es sein, Gruppen, die für die typische Arbeitsweise eines Kreises zu groß geworden sind, zu teilen. Der Einzelne / die Einzelne soll gesehen und gehört werden können. Er / sie soll sich einbringen können. Dafür ist Sorge zu tragen.

Auf Interessierte zugehen

Ein Kontaktgespräch könnte folgende Strukturen beinhalten: Machen Sie sich gegenseitig bekannt. Erkundigen Sie sich, über welchen Weg die interessierte Person von der Gruppe erfahren hat. Fragen Sie, welche Erwartungen sie an die Zugehörigkeit zur Gruppe knüpft. Reflektieren Sie, welche Erwartungen Ihrer Einschätzung nach erfüllt werden könnten, wo Sie unsicher sind, was Ihrer Einschätzung nach an der Zielorientierung der Gruppe vorbeigeht. Vereinbaren Sie, dass die interessierte Person sich selbst ein Bild machen soll. Teilen Sie ihr die wichtigsten Daten mit (Ort, Beginn und Ende des Gruppentreffens). Bieten Sie ihr, wenn möglich, an, Sie abzuholen. Beenden Sie das Gespräch, indem Sie sich namentlich verabschieden – ruhig mit einem Handschlag und einem freundlichen Wort.

Begrüßung beim Gruppentreffen

Gehen Sie auf die interessierte Person zu und begrüßen Sie sie. Machen Sie sie mit einem weiteren Gruppenmitglied bekannt, von dem Sie wissen, dass es kontaktfreudig ist. Sorgen Sie dafür, dass klar ist, wo die interessierte Person Platz nehmen kann. Stellen Sie

sie der Gruppe nicht als „das neue Mitglied“ vor, sondern als jemand, der von der Gruppe gehört hat, Interesse bekommen hat und nun vor Ort einmal schnuppern will. Dadurch fühlt sich die Person nicht bedrängt, sondern in ihrer Entscheidung für oder gegen die Gruppe immer noch frei, und die Mitglieder der Gruppe können auf die Fremde / den Fremden unbefangener zugehen.

Erkundigen Sie sich nach Ablauf des Treffens, wie die interessierte Person die Gruppe wahrgenommen hat und wie sie sich selbst gefühlt hat. Verabreden Sie gegebenenfalls drei / vier weitere Treffen als Schnupperphase und verbinden Sie das – wenn Sie es ehrlich meinen – mit der Hoffnung, dass sich „der Neue“ / „die Neue“ auch auf Dauer in der Gruppe wohl fühlen wird.

Achten Sie darauf, dass die interessierte Person geachtet und mit ihren Interessen und Anliegen gewürdigt wird. Nach einer Phase der Eingewöhnung und des Vertrautwerdens müssen die Interessen und Anliegen von neu dazugekommenen Mitgliedern nicht nur gehört, sondern auch in das Gruppenleben integriert werden. Das kann bedeuten, dass sich die Gruppe neu orientieren und gemeinsam neue Vereinbarungen treffen muss.

Leitungsfunktionen übernehmen

Es ist gut, wenn ein Mitglied einer Gruppe (oder ein Team), das die Gabe hat, auf andere zuzugehen und sie in Gemeinschaft einzubinden, damit beauftragt wird, sich für die Gastfreundschaft und Mitgliederorientierung der Gruppe verantwortlich zu zeigen. Das heißt nicht, dass sich damit nur diese eine Person um Werbung oder um interessierte Personen zu kümmern hätte. Aber diese Person (oder das Team) kann sich dafür stark machen, dass das Thema Gastfreundschaft in der Gruppe wachgehalten wird. Sie kann Ideen einbringen, wie Gastfreundschaft geübt werden kann. Damit motiviert sie die Gruppe und unterstützt sie in dem Prozess, sich zu öffnen.

Kerstin Rödel

Feste feiern

Gottes Liebe feiern

Grund zu feiern gibt es wirklich genug! Und als Christen haben wir dazu den besten Grund der Welt, und das ist die Liebe Gottes zu uns Menschen! Die Besucher sollen erfahren, dass Gottes Wort keineswegs öde und langweilig ist, sondern spannend, frohmachend, verändernd und lebensnah.

Mit den Festen soll zum Ausdruck gebracht werden, dass Freude und das Wort Gottes sich auf keinen Fall ausschließen müssen, denn Christsein ist eine fröhliche Angelegenheit!

Und das sollen die Gäste auf so einem Fest spüren.

Jedes Fest braucht ein Thema

Kirchliche Feiertage wie zum Beispiel Ostern, Pfingsten und Erntedank eignen sich sehr gut als Anlass für ein Fest in der Gemeinde. Aber auch aus vielen anderen biblischen Geschichten lassen sich interessante und spannende Feste gestalten.

Bei der Auswahl der Themen muss die jeweilige Jahreszeit selbstverständlich berücksichtigt werden. Die Inhalte des Festes sollten dann so kreativ wie möglich auf das Thema abgestimmt werden, denn schließlich soll sich ja niemand auf unserem Fest langweilen.

Die Gemeinde öffnet ihre Türen

Eine Gemeinde, die nur darauf wartet, dass vielleicht mal zufällig Leute hineinschnuppern, wird nicht viel oder vielleicht sogar gar keinen Erfolg mit dieser Haltung haben. In einer Zeit, in der es unzählige Freizeitangebote gibt, müssen sich Gemeinden schon

was einfallen lassen, um gerade auch für Außenstehende attraktiv und ansprechend zu sein.

Aber wozu laden wir ein? Ein Fest, das in lockerer und entspannter Atmosphäre stattfindet, ist ein guter Anlass, um Außenstehende in unsere Gemeinde einzuladen.

Feste sollten daher ein Grundstein der Gemeinde für eine offene Familienarbeit sein, denn wenn es uns tatsächlich gelingt, die kirchendistanzierten Gäste mit einem guten Programm zu überzeugen, dann lassen sie sich auch viel eher zu anderen Veranstaltungen unserer Gemeinde einladen. Daher sollten wir auf diesen Festen unbedingt zu weiteren Veranstaltungen unserer Gemeinde einladen.

Es bietet sich an, kurze Zeit nach dem Fest eine besondere Veranstaltung in unserer Gemeinde stattfinden zu lassen, z.B. ein Konzert oder einen offenen Gottesdienst. Dann können wir auf dem Fest gezielt dazu einladen! Denn schließlich wollen wir die Gäste ja nicht nur mit einem attraktiven Fest begeistern!

Die Gäste mit in den Festablauf einbeziehen

Vielleicht gelingt es uns sogar, einen Teil der Gäste mit in den Festablauf einzubeziehen. Dann haben wir jedenfalls die Garantie, dass sie auf jeden Fall an unserem Fest teilnehmen. Im übrigen bekommen diese Menschen dadurch, dass sie selbst einen Beitrag zu unserem Fest leisten, einen ganz anderen Bezug zu dem Fest und zu unserer Gemeinde. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, wie wir die Gäste mit in den Festablauf einbeziehen können:

Die Eltern erreicht man bekanntlich am einfachsten über die Kinder. Es gibt einfach keine bessere Brücke als die Kinder.

Und so kann man viele Eltern sehr gut locken, wenn ihre Kinder bei einem Programmpunkt mitwirken. Die Eltern müssen darüber selbstverständlich im Vorfeld informiert werden, z.B. durch Handzettel, mündlich und durch die Presse!

Wir arbeiten mit allen dieser drei Methoden.

Ich habe auch sehr gute Erfahrungen damit gemacht, die Eltern darauf anzusprechen, ob sie während des Einzugs in die Kirche oder während des Gottesdienstes etwas halten, wie zum Beispiel große Figuren aus Tonkarton oder ähnliches. Diese Dinge sind dann anschließend Gegenstand des Gottesdienstes.

Mit den Kindern ziehen wir in jeden Familiengottesdienst, egal, ob er im Rahmen eines Festes stattfindet oder nicht, immer feierlich ein. In der Regel ziehen die Kinder mit einer zum Thema passenden Sache ein, die sie zuvor in den Kindergruppen (Jungschar, Kindergottesdienst usw.) als Vorbereitung für dieses Fest gebastelt haben.

Die Eltern können sich außerdem gut bei der Vorbereitung des Essens einbringen.

Nichts geht ohne Gebet

Was nützt uns das schönste Fest, wenn wir im Gebet nicht dahinter stehen? Wir sollten uns nicht nur auf uns selbst verlassen, sondern Gott in allen Dingen mit einbeziehen, denn schließlich ist er der eigentliche Gastgeber! Wie können wir also ein Fest planen, ohne zuvor mit dem Gastgeber darüber gesprochen zu haben? Wie können wir ein Fest planen, ohne Zwischenfragen an den Gastgeber? Und ohne die Hilfe des Gastgebers geht es schon gar nicht! Glauben und vertrauen wir also auf die große Kraft des Gebets!

Glauben und vertrauen wir also darauf, dass durch ein Fest Außenstehende in unsere Gemeinde finden, und vertrauen wir darauf, dass diese Außenstehenden auch die zweite Einladung nicht ausschlagen, die Einladung zum Leben mit Gott.

Gott segne Ihre Gemeinde und Ihre Arbeit!

◆ TIPPS

Die Grundregel: kein Stress

Für das Gelingen ist es wichtig, darauf zu achten, dass die Festvorbereitungen für die einzelnen Mitarbeiter nicht in Stress ausarten! Ohne richtige Planung wird unser Fest im Chaos enden! Deshalb sollten wir alles rechtzeitig planen und organisieren. Deshalb müssen sich Arbeitsgruppen und Mitarbeiter-teams bilden! An der Geschichte von Maria und Martha wird sehr gut deutlich, an welcher Stelle wir unsere Schwerpunkte setzen sollen!

Gabenorientiert die Aufgaben verteilen

Gemeinde lebt von der Vielfalt. Von der Vielfalt der Altersstruktur und von der Vielfalt der einzelnen Gaben und Talente. Für die zu verteilenden Aufgaben sollten wir zur Vereinfachung eine Liste erstellen, in der sich nun jeder seinen Gaben entsprechend eintragen darf.

Wenn wir die Aufgaben gabenorientiert verteilen, dann haben die Mitarbeiter wesentlich mehr Freude an ihrer Aufgabe, und wir werden wahrscheinlich auch länger mit ihrer Mitarbeit rechnen können.

Verschiedene Kreise bringen sich ein

So kann z.B. die Vielfalt einer Gemeinde auf einem Fest zum Ausdruck gebracht werden:
◆ Handarbeits-, Bastel- oder Seniorenkreis können z.B. den Tischschmuck oder die sonstigen Dekorationen basteln.
◆ Kindergottesdienst- und Jungschar-kinder können gemeinsam etwas einüben (z.B. ein Lied, ein Anspiel o.ä.) und dies dann auf dem Fest vortragen. Dadurch lassen sich die Familien der Kinder eher zum Fest einladen.
◆ Posaunen-, Kirchen- und Kinderchor können zur musikalischen Unterhaltung beitragen.
◆ Das Essen kann von einigen Teilnehmern aus den verschiedenen Kreisen vorbereitet werden.

Die schriftliche Einladung

Folgende Dinge sollten wir hierbei beachten:

- ◆ Der Text muss übersichtlich und verständlich sein und Interesse wecken.
- ◆ Die Einladung muss persönlich formuliert sein.
- ◆ Genaue Informationen zum Festablauf sind wichtig. Unsicherheiten halten so manchen davon ab, unser Fest zu besuchen.
- ◆ Die Gestaltung der Einladung muss ansprechend und übersichtlich sein. Wir sollten ein zum Thema passendes Motiv wählen.
- ◆ Für eventuelle Rückfragen oder Anregungen sollte ein Ansprechpartner mit Telefonnummer auf der Einladung genannt werden.

Richtig werben

Um wirklich viele Personen von unserem Fest in Kenntnis zu setzen, müssen wir kräftig die Werbetrommel schlagen, denn das schönste Fest wird zum Reinfluss, wenn die erhoffte Besucherschar ausbleibt.

Hier einige Formen der Werbung:

- ◆ Die Einladungen sollten zunächst in sämtlichen Kreisen unserer Gemeinde verteilt werden. Den Kreisen sollten ausreichend Einladungen zur Verfügung gestellt werden, damit sie an Freunde, Nachbarn und Bekannte weitergegeben werden können, denn erfahrungsgemäß werden Einladungen dann viel eher angenommen, wenn bereits persönliche Kontakte bestehen.
- ◆ Eine weitere Zielgruppe sind die Gottesdienstbesucher. Hierbei darf der Kindergottesdienst nicht vergessen werden.
- ◆ Außerdem sollten in den Kindergärten und Schulen, sowie in den Geschäften der Innenstadt Werbeplakate aushängen.
- ◆ Wir sollten unbedingt mit der örtlichen Presse zusammenarbeiten und druckreife Informationen liefern. Ein kurzer, aussagekräftiger Artikel, der verlockend und einladend klingt, sollte die Leser neugierig machen. Schon die Überschrift muss Interesse wecken, damit der Artikel nicht überlesen wird.
- ◆ Im Lokalsender kann zusätzlich auf den Termin hingewiesen werden.

Termin und Uhrzeit

sollten auf jeden Fall familienfreundlich gewählt werden, denn sonst schließen wir von vornherein eine bestimmte Zielgruppe, wie zum Beispiel junge Familien, aus.

Das Programm muss jedem etwas bieten

Da wir auf unseren Festen niemanden ausschließen möchten, sollte unser Programm so vielseitig wie möglich sein und jedem Gast, egal welcher Altersstruktur, etwas bieten.

Mitarbeiter stellen sich den Gästen vor

Sicherlich wird das Kinderprogramm in den meisten Gemeinden überwiegend von den Mitarbeitern der einzelnen Kindergruppen (z.B. Jungchar, Kindergottesdienst, Mutter-Kind-Kreis) durchgeführt. Auf diese Weise haben die Kinder, die noch keine Kindergruppe unserer Gemeinde besuchen, die Gelegenheit, die Mitarbeiter kennen zu lernen. Die Mitarbeiter sollten versuchen, mit den Kindern und den Eltern ins Gespräch zu kommen, um für ihre Kreise zu werben. Dies geht selbstverständlich nur dann, wenn eine ausreichende Anzahl an Mitarbeitern verfügbar ist, die sich dann auf das persönliche Einladen (zusätzlich sollten Handzettel verteilt werden) konzentrieren können.

Dies halte ich für sehr wichtig und wir sollten die große Chance der persönlichen Einladung dabei auf keinen Fall unterschätzen und sie deshalb auf jeden Fall nutzen! Denn wann sonst bietet sich so eine Gelegenheit?

Verena Beckmann

ZUM WEITERLESEN:

Verena Beckmann: Praxisbuch kreative Feste, Stuttgart 2000

Zum Beispiel:

Sommerfest „Unterm bunten Regenbogen“

Höhepunkte fesseln die Gäste

Während des gesamten Festablaufs fanden Höhepunkte statt, so dass die Gäste auch bis zum Schluss blieben:

- ◆ Familiengottesdienst unter Mitwirkung der Kinder
- ◆ Mittagessen
- ◆ Tombola / Spielstraße / Bastelangebot / Singen mit den Senioren / Nagelbalken / Nägelschätzen
- ◆ Kaffeetrinken
- ◆ Versteigerung
- ◆ Siegerehrung der Teilnehmer der Spielstraße und der Gewinner des Nägelschätzens
- ◆ Abschlusskonzert des Kinderchores

Der Familiengottesdienst

An den *Vorbereitungen* des Familiengottesdienstes konnten sich schon die unterschiedlichsten Leute beteiligen:

- ◆ So wurde die Kulissee, die aus einem großen, bunten Regenbogen bestand, von einigen Konfirmandinnen gestaltet.
- ◆ Die Kirche wurde von zahlreichen Mitarbeitern unserer Gemeinde, die aus den unterschiedlichsten Kreisen kamen, bunt und feierlich mit Regenbogenbändern aus Krepppapier geschmückt.
- ◆ In der Kinderstunde und im Kindergottesdienst wurden zwei Wochen vor dem Fest Tiermasken gebastelt, mit denen die Kinder dann in die Kirche einzogen. Darüber wurden die Eltern zuvor mit Handzetteln, durch persönliche Ansprache und durch Mitteilungen in der Presse, informiert.
- ◆ In der Kinderstunde und im Kindergottesdienst wurden gemeinsam mit den Kindern Lieder für den Familiengottesdienst eingeübt. Außerdem wurde eine Mitmachgeschichte eingeübt, bei dem alle Kinder ihren Gaben entsprechend mit einbezogen werden konnten.

Bei der *Mitmachgeschichte* machten die Kinder durch Klopfen auf die Kirchbänke nach, wie Noah die Arche gebaut hat. Während sie durch den Archebogen gingen, durften die Kinder

Tierstimmen nachmachen. Einige Kinder machten mit Rasseln den Regen nach, andere bekamen blaue Krepppapierbänder in die Hand und stellten damit den Regen dar. Zwischendurch wurden Geräusche eines aufkommenden Gewitters vom Band eingeblendet und in den Kirchbänken wurden von den Erwachsenen Regenschirme aufgespannt.

Zwei Kinder hielten als Symbol für das steigende Wasser ein blaues Tuch hoch.

Als die Erde dann wieder grün war, wurde ein grünes Tuch hochgehalten. Dann wurde der Regenbogen hochgehalten und zum Schluss gingen bunte Regenschirme in den Regenbogenfarben hoch.

Ältere Kinder lasen während der Mitmachgeschichte einen Teil des Textes vor, jüngere Kinder lernten ihren Text vorher auswendig. So konnten wir wirklich alle Kinder beteiligen.

Für die Kinder, die weder den Kindergottesdienst, noch die Kinderstunde besuchen, wurden vorher von den Mitarbeitern zusätzliche Tiermasken gebastelt, denn schließlich soll sich kein Kind ausgeschlossen fühlen.

Eine gemeinsame Aktion, bei der die Mütter der Krabbelgruppen mitwirken konnten, war ein weiterer Höhepunkt des Gottesdienstes. Zu dieser Aktion standen sich jeweils zwei Mütter im Abstand von ca. 2 Metern gegenüber. Jede Mutter hielt das Ende eines Krepppapierbandes (Länge ca. 2 Meter, Breite ca. 8 Zentimeter) in der Hand.

Dann wurde ein Text über die Bedeutung der Regenbogenfarben im Wechsel vorgelesen. Dabei wurden die entsprechenden Regenbogenbänder hochgehalten, sobald die Farbe erwähnt wurde. Anschließend gingen die Mütter mit den Bändern zum Ausgang und hielten die Bänder zu einem Regenbogenspalier hoch. Die Gemeinde konnte nun „*Unterm bunten Regenbogen*“ den Gottesdienst verlassen.

Die Spielstraße

Für die Kinder wurde unter anderem eine Spielstraße mit den folgenden Stationen angeboten.

- ◆ Wer angelt die meisten Fische? (Angelspiel im Planschbecken)
- ◆ Findest du das Futter für die Tiere? (nummerierte Steine im Sandkasten suchen)
- ◆ Kannst du die Tiere puzzeln?
- ◆ Wer trifft die Tiere? (mit Tennisbällen auf Tiergesichter werfen)
- ◆ Welches Boot ist am schnellsten? (mit Booten zum Aufwickeln)
- ◆ Wer merkt sich die meisten Tiere? (Kim-Spiel)
- ◆ Wer bringt uns Trinkwasser?

Daneben gab es ein Nägelschätz-Spiel und einen Nagelbalken für die Erwachsenen.

Die Tombola

Eigentlich war sie gar nicht von Anfang an geplant. Doch wieso sollte man eigentlich keine Tombola machen? Unsere Gewinne, die von den ortansässigen Firmen, Banken, Sparkassen, Versicherungen, Einzelhändlern und Privatleuten gestiftet wurden, stapelten sich! So viele Gewinne konnte man in zwanzig Jahren nicht verteilen! Also planten wir eine Tombola.

Die Voraussetzung war, dass jedes Los gewinnt! Es gab keine Nietens! Und es gab auf Grund der sehr unterschiedlichen Gewinne eine Tombola für Erwachsene, eine für Kinder und sogar eine für Kleinkinder. Schließlich sollte sich jeder über seinen Gewinn freuen.

Die Erwachsenenlose kosteten zwei Mark, die Kinderlose eine Mark. In kürzester Zeit waren alle Lose verkauft und wir hatten einen recht hohen Gewinn zu verbuchen, ganz zur Freude unserer Kinderarbeit.

Die Versteigerung

Da viele besonders wertvolle Dinge gestiftet wurden, haben wir zusätzlich zur Tombola eine Versteigerung veranstaltet. Und das mit großem Erfolg! Wir setzten jeweils ein Mindestgebot fest und dann nahm die Versteigerung ihren Lauf. In kürzester Zeit nahmen wir eine Summe von fast DM 600,- ein.

Das Festessen

Es darf natürlich auf keinen Fall fehlen! Besonders schön ist es, wenn wir ein zum Thema passendes Essen anbieten, wie z.B. Gurken- oder Baguetteboote und einen Regenbogenobstsalat.

Ein Salatbüfett, das aus den unterschiedlichsten Küchen der Gemeinde stammt, findet garantiert bei allen Besuchern großen Anklang. Werden dazu außerdem Würstchen mit Baguette gereicht, so ist das Büfett fast perfekt. Es fehlt nur noch der Nachtisch! Wie wär's mit Obstsalat, roter Grütze oder Schokoladenpudding – natürlich wieder aus den unterschiedlichsten Küchen der Gemeinde!

Und was kostet so ein leckeres Essen? Wir haben in unserer Gemeinde sehr gute Erfahrungen damit gemacht, dass wir es den Gästen freistellen, wie viel sie für das Essen bezahlen möchten. Für diesen Zweck können zum Beispiel große Glasbehälter aufgestellt werden.